ZUR ERINNERUNG

an die Feier des Dürerfestes den 6ten April 1830

im Verein der jüngeren Künstler in Berlin.

DREI UMRISSE

nach

Holzschnitten von ALBRECHT DÜRER.

Mit erklärendem Text und Gesängen

von

R. Reinick.

Berlin, 1830.

Gedruckt bei *Brandes* und *Klemert*, Eyergasse No. 2.

Zur Feyer des Dürerfestes 1830 waren nach den hier in Umrissen mitgetheilten Holzschnitten 3 transparente Bilder gemalt und im Festsaale des Vereins in einer Nische aufgestellt.

Hans Sachs tritt auf und spricht:

Seid all gegrüfset insgemein,
So da hier inn versammlet sein,
Zu begehn ein grofse Festlichkeit
Mit Ernst wie auch mit Fröhlichkeit;
Auf dafs Euch draus viel Heils erwachs,
Das wünscht von Herzen Euch Hans Sachs.
Das ist verflossen heut manch Jahr,
Dafs Albrecht Dürer gestorben war,
Der Meister gut und wohlgelahrt
In vieler Künst Wesen und Art.
War von grofser Tugendhaftigkeit,
Von treuem Sinn und Biederkeit.
Sein Aug mit klarem mildem Schein
Schaut lustig in die Welt hinein,
Die doch des Schönen ist so voll,
Dafs man sie wohl betrachten soll.
Das fafst er Alls in seinem Sinn,
Stellt es in seinem Bildwerk hin:
Auf dafs wir uns defs wärn bewufst, —
Zu unsrer Freud und grofser Lust,
Wie auch zu seines Geists Vermächtnifs.
Darum ich heut zu seim Gedächtnifs
Nichts befsres wohl zu thun vermein,
Als dafs ich schau die Bilder sein,
Die hängen in der Stuben da
Aus St. Mariä Historia.
Ach Gott! wenn ich sein Bilder seh
Da springt mirs Herz vor Lust in d' Höh!

Ist mir, als ständ ich in der Welt
Auf einen hohen Berg gestellt;
Weht mich an, wie der Welten Geist,
Der mir sein Werk und Thaten weist
In Wald und Feld, in Städt und Stuben,
Bei Männern, Weibern, kleinen Buben,
In heiligen und weltlichen Dingen;
Ist mir als hört ich Englein singen
Zu Ehren Gottes und seiner Macht
Der Alles hat so wohl gemacht!
Da muſs ich sagen frei und frank
All mein Sinnen und Gedank;
Kann nichts in meiner Brust behalten
Muſs Alles sich zum Wort gestalten;
Möcht, daſs jeder mit mir gemeinsam
Mit einstimm in solche Musikam.
Darum es Euch nicht mag verdrieſsen
Thu ich vor Euch meinn Sinn aufschlieſsen.

Das erst Bild.

Das erst Bild stellt gar treulich für:
Wie Sankt Maria vor der Thür
Sitzen thut in froher Lust,
Des süßen Kindleins sich bewußt,
Das vor ihr liegt in Wieg und Windel.
Sie dreht gar fleißiglich die Spindel;
Ihr Fuß die Wiegen schwingt dazu,
Auf daß ihr Kindlein sanfter ruh.
Holdseelig ist sie personieret,
Von Leib so mildiglich formieret,
Mit einem freundlichen Gesicht
Fröhlicher Gestalt und fein rosicht
Durch alle Glieder so zart und weiblich,
Daß es von mir ist unbeschreiblich.
So sitzet da die Wonniglich
Und freuet ihres Kindleins sich.
Der Joseph aber steht dabei,
Pflegt seines Handwerks gut und treu,
Schaut hin zu seiner Frauen zart,
Der solch groß Heil gespendet ward.
So wirken beid vor ihrem Haus.
Das sieht gar bunt und lustig aus!
Da vorn ein alt zerbrochen Tempel
Gebaut nach heidnischem Exempel,
Der uns anzeigen soll das End
Von allem heidnisch Regiment. —
Dran neu Gebäud errichtet sein
Darin manch traulichs Stübelein,
Ein Gärtlein dran mit strauchem Zaun,
Auch kann man ob der Mauer schaun
Das alt Schloß hoch und keck,
Dazu führt durch das Thor der Weg.
Ein Brünnlein auch thut musiciren,
Hahn und Hühnlein einherstolzieren.
So bildt der Meister Alls genau
Wie mans wol in natura schau.
Da blickt unser Herrgott vom Himmelsthron
Herab nach seinem lieben Sohn,
Der in der Wiegen ohn allen Kummer
Ruht in leisem Kindesschlummer,
Sendt ihm den heiligen Geist herab.
Und mit ihm alle Gottesgab. —
Und wie die Engel und Cherubim
Durch d' Wolken geschaut zur Erden hin,
Die reine Jungfrau und ihr Kind
Wie sie so überseelig sind
Denkens es wär gewißlich schön
Könnten sies in der Nähe sehn;
Kommen daher alsbald in Schaaren
Zu der heilgen Familia gefahren. —
Die Engel schön geliedmassieret,
Mit großen Flügeln ausstaffieret,
Treten her in ihrem Gberd und Gwand
Ganz ehrbarlich nach ihrem Stand.
Zu unsrer Jungfraun gebenedeit
Zu preisen ihre Würdigkeit.
Und schau ich näher, ich vermein:
Es könnten die drei Erzengel sein.
Mit der gulden Kron, der erst zur Steil,
Dünkt mich, es wär St. Michael,
Der Erzengel gewaltig und ernsthaft.
Schaut zu der Frauen tugendhaft
Festen Blicks und würdenvoll,
Fügt seine Händ so andachtsvoll. —
Der Zweit dicht bei der Jungfraun rein
Kein andrer als Gabriel mag sein;
Sein Haar mildiglich niederwallt,
Dasu er auf sein Knie hinfallt.
Von Demuth ist sein Herz erfüllt,
Kreuzt sein Händ vor der Jungfraun mild;
Sein Augen sich zur Erden senken
Thut ihre Reinheit ganz bedenken. —
Der dritt Sankt Raphael ist genannt,
Sein Lieblichkeit ist allbekannt,
Der bringet zum Geschenk der Zarten
Schön Blümlein aus dem Himmelsgarten.
Sein kraus Haupt sänftlich vor sich neigt,
Sein Blick nicht von der Jungfraun weicht,
Daß er ihr Bild möcht ganz erfaßen
Und es auch andre schauen laßen.
So beten All die Jungfrau an
In ihrer Tugend lobesan.
Dagegen die kleine Seraphim
Lustiger seind in ihrem Sinn.
Mit allerlei Kurzweil und Schneidigkeit
Müßens zeigen ihr Freudigkeit.
Rumorn um Meister Joseph her
Nach allen Seiten Kreuz und Quer

Mit Holzstragen Blasrohr und Mühlen,
Mit Mauerlaufen Harken und Spielen,
Können die Spänlein im Arm kaum zwingen,
Soll ihnen aber doch gelingen;
Wollens gleich thun dem Joseph gut,
Setzt einer sich schon auf sein Hut.
Und schau erst den klein Ueberwitz!
Thut sich drängen fast unnütz
Zwischen der großen Engel Reihn,
Bis daſs er kommt zum Wiegelein;
Auf daſs den andern ers verkünd
Wie er geschaut das Jesuskind. —
Nun mein ich, daſs mit diesem Spiel
Der fromm Meister uns sagen will:
Die Buben da so froh und wählig
Stelln vor die Gedanken überseelig
Die Joseph in sein Herzen stehn,
Wenn er das himmlisch Kind thut sehn.
Dagegen die groſsen Engel schön
So ernst und feblich anzusehn
Stelln vor die groſse Reinigkeit,
Die Mild und ganze Seeligkeit
Die Mariä in ihrem Herzen liegt,
Wenn sie das Kind in Schlummer wiegt.
Ist ihr, als hört sie süſses Klingen,
Als hört sie lauter Engel singen,
Drin auch ihr Seele stimmet ein
Zur Ruh dem süſsen Knäbelein. — — —
Wie ist mir selbst so wunderbar,
Schau ich das Bild so schön und klar!
Es klingen all mein Sinn und Gdank,
Als wär es Saitenspiel und Gsang.

Gesang hinter dem Bilde.

Mel. Integer vitae.

1.
Maria! süſse
Hochgebenedeite!
Viel ich Dich grüſse
Du dem Herrn bereite!
Laſs mich in leisen
Feyerlichen Weisen
Seelig Dich preisen!

2.
Sehe hernieder
Cherubim sich schwingen,
Lehren Dich Lieder,
Wie sie selber singen;
Daſs Deinem Kinde,
Wiegest Du es linde,
All Leid verschwinde.

3.
Süſs sind die Lieder,
Möchte wohl sie hören!
Lehr sie mich wieder,
Will sie andre lehren;
Daſs wir in leisen
Feyerlichen Weisen
Würdig Ihn preisen.

Das zweit Bild.

Das Bild mir auch gar wohl gefallt,
Drauf Meister Dürer hat gemalt:
Wie die heiligen drei König hehr
Dem Kindlein bringen Preis und Ehr
In einem Stall schlecht und auch klein,
Drob sie wohl bafs verwundert sein,
Ob auch der Stern sie recht mag leiten;
Doch gläubig alle vorwärts schreiten.
Da schaut der Stern mit freudgem Schein
Vom Himmel klar zum Dach herein.
Da ist ganz hinten ein Krippelein,
Daraus frifst Ochs und Eselein.
Da sitzt eine Jungfrau mild und schön,
Wie niemand noch zuvor gesehn;
Die hat ein Kind auf ihrem Schoofs,
Ohn reich Gewand, arm, nackt und blofs
Das schaut so wunderbarlich her
Mit frommer kindlicher Geber,
Daran die König recht erschaun,
Das sei der wahre Heiland traun.
Da thut der Maler gut uns weisen
Ihr erst Zweifeln, ihr Staunen und Preisen.
Darum ich nenn den fürderst gleich.
Das ist der Mohrenkönig reich,
Kaspar benamset, ein jung Mann,
Aus Tharsus der hernieder kam.
Thät wohl das Kindlein noch nicht sehn.
Drum in der Thüren er bleibt stehn,
In seinem Sinn er überlegt
Ob die andern auch gingen recht.
Dabei er sich auch umwendt,
Ob er ein besser Haus nicht fänd;
Doch als der Jüngest er vermeint:
Die Alten doch noch weiser seind;
Drum sein Schritt ihnen folgen thut.
Der zweit das ist der König gut
Aus Saba, Balthasar genannt,
Der hat das Kindlein schon erkannt.
Steht da in seiner Frömmigkeit
Geblendt von all der Herrlichkeit.
Drob er für sich bedenket wohl
Wie er es würdig preisen soll
Mit Worten, wie mit schönen Gaben,
Die er schon thut in Händen haben.

Der dritt so kniet dem Kindlein vor
Das ist der weis Melchior
Aus Arabia, ein König mächtig
Von hoher Gestalt und sehr prächtig.
In seim Gsicht all Würdigkeit
Gar treulich ist abkonterfeit.
Der reicht in frommer Demuth sein
Ein fein zierlichs Kästlein
Zum Gschenk dem lieben Kinde zart.
Das greift nach kleiner Knäblein Art
Eifrig mit beiden Händelein
Nach all dem Schmuck, so liegt darein.
Mag ihm wohl schluffn durch d' klein Hand
Die noch ist zart und ungewandt. —
Dabei der alt würdig Mann,
Nachdem er sein Gebet gethan,
Das Kind mit Preisen hat geehret,
Sein Augen zu der Jungfraun kehret
Zu schaun ihr grofse Lieblichkeit,
Zu rühmen ihr Glückseeligkeit.
Die sitzt da rein und untadelich
Gar jungfräulich und sehr adelich.
In ihrem Gwand ist sie züchtiglich
Einer guten Hausfrauen vergleichlich,
So sie auch allzeit ist gewesen.
Nun kann in ihrem Gsicht man lesen
Worauf sie ihren Sinn mag lenken
Thut sie solch grofses Heil bedenken:
Dafs es wär ihr wahrhaftiger Sohn
Vor dem sich neigt der Völker Thron,
Da es noch ist solch zartes Kind.
Dabei sie wohl viel nachsinnt
Das Alls von mir ist ganz unsäglich,
In Wort zu fassen schier unmöglich;
Das jeglicher nur fühlen kann
Schaut Albrecht Dürers Bild er an. —
Da hätt ich über all ihr Schön
Fast bald Sankt Joseph nicht gesehn:
Und ist doch so ein fromm Mann
Und ehrbar Meister lobesan.
Sein Händ gefalten zum Gebet
Er hinter sein Gemahel steht.
Sein Schurzfell warf er bald zur Seit.
Legt an sein best Feiertagskleid.

Als er zu Ohren hat vernommen
Wie solch groſs Herren sein gekommen.
Ihm ist solch weltlich Herrlichkeit
Wohl früher nimmer noch bereit,
Daſs ers mit Augen möcht ersehen;
Kunnt gut auf seinem Antlitz sehen,
Wie er so schüchtern blickt zugleich
Auf all die König groſs und reich,
Die kamen mit all ihrem Hofgesind
Zu preisen die Mutter und ihr Kind.

Gesang hinter dem Bilde.

Mel. O sanctissima.

1.
Du Gottselige!
O Du fröhliche
Jungfrau, wolf uns erhören!
Sieh, als Könige,
Reich wie Wenige
Wollten den Herrn wir ehren!

2.
Doch wie arm und klein
Muſs all Edelstein
Deiner Schöne erbleichen!
Du kannst dem Knaben
Süſsere Gaben,
Hohe Königin, reichen!

3.
Was ist Edelstein
Vor der Liebe Dein?
Süſse Mutter Maria!
Was alle Herrlichkeit
Vor deiner Reinigkeit?
Süſse Jungfrau Maria!

Das dritt Bild.

Das dritt Bild uns dagegen zeigt
Wie Joseph mit Maria fleucht
Von Bethlehem nach Aegyptia;
Kamen durch einen Wald allda. — — —
Je mehr ich schau die Tafel gut
Je lustiger wird mirs zu Muth.
Ist mir, als wärs zur Rosenblüh
An einem schönen Morgen früh.
Schon ist aufgangen die glänzend Sonn
Zu schauen an des Maien Wonn,
Da seind die Berg und tiefe Thal,
Die Wäldt und Haiden überall
So reichlichen mit Laub und Gras
Überflüssig gezieret, dass
Ich Alls das nicht genug kann preisen.
Da mag man wohl gar lustig reisen.
Der Palmbaum prächtiglich gezieret
Mit voller Frucht ist ausstaffieret
Auf dass die heilig Familia
Immer hätt reichlich Nahrung da.
Der Weinstock rankt sich um die Aest
Drin wohl der Vogel hat sein Nest
Der hier mit fröhlich Jubiliren
Vorn auf dem Zaun thut hinspazieren.
Die Luft so lind im Walde ruht,
Kein Blättlein sich da regen thut.
Das Hochwild ruht im grünen Schein,
Nicht weit davon das Häselein,
Wollen vom Jagen mal verschnaufen.
Über den Steg die Eidex laufen
Schlüffen herfür aus dem Gestäud,
Wies wohl geschicht zur Morgenzeit.
Und durch den schönen grünen Main
Zieht Joseph mit der Frauen sein.
Er zieht mit grosser Freudigkeit,
All sein Hab ihm hangt zur Seit
Das Thier er führt am Zügel gut,
Worauf Maria sitzen thut,
Dazu ein gute Kuh mittrabt,
Zur Ruh mit süsser Milch sie labt.
Wie die rein Frau dasitzt so zart!
So holdseelig freundlicher Art!
An ihrer Brust das Kindlein liegt
In süssem Schlummer eingewiegt;
Weiss nichts von all der Traurigkeit
Die ihm auf Erden noch bereit.
Sie aber schaut zum Wald hinein,
Wie Alles da mag so lieblich sein
An dem stillen schönen Morgen.
Ihr meint, sie sollt haben grosse Sorgen:
Dass ihr Kind leicht würd des Todes
Von dem bös und grausam Herodes,
Der es so arg verfolget hat?
Dess weiss sie einen bessern Rath.
Sie weiss, der Herr stets mit ihr ist
Der sie nimmer nicht vergisst.
Sein Englein thät er mit ihr schicken,
Dass sie die Jungfrau hold erquicken
Mit ihrem Sang und lustgem Spiel,
Davon ihr schaut dort oben viel.
Das ist ein Flattern und ein Fliegen,
Ein neckisch Durcheinanderschmiegen,
Wie farbicht Sommervögelein
In wonniglichem Maienschein.
Fliehn immer mit die Strass entlang.
Mit Jubiliren und lustgem Klang
In einer Wolken hell und klar.
So sieht Maria ohn Gefahr
Nach Aegyptia dem fremden Land,
Von ihrer Heimath arg verbannt. — — —
Ja, wenn ich das schön Bild betracht,
Mir alt Erinnerung erwacht
An die wonnigliche Jahr
Da ich ein jung Geselle war.
Thät meinem Handwerk nach auswandern
Von einer Statte zu der andern.
Dacht oftmals auch, die Engelein
Zögen im hellen Frühlingsschein,
Wachten, wenn ich wohl schlafen möcht
Im grünen Wald bei Tag und Nächt. —
Dafür lieb Meister, nimm mein Dank,
Weckst in meim Sinn gar frohen Klang!

Gesang hinter dem Bilde.

Komp. von Fröhlich.

1.

Schmücke Dich, Du grünes Zelt!
Laſs die Wipfel feyernd rauschen!
Hirsche kommet her zu lauschen!
Denn es naht die Lust der Welt.
Blumen öffnet Eure feuchten
Augen, daſs sie heller leuchten!
Blühet! blühet!
Denn es ziehet
Her die Mutter mit dem Kinde!

2.

Vögel in dem grünen Hain,
Hebet froh die kleinen Schwingen!
Wollet schöne Weisen singen,
Mit den frohen Engelein.
Morgenlüfte! kommt geschwinde,
Wehet ob den Wipfeln linde!
Weht herüber!
Denn vorüber
Zieht die Mutter mit dem Kinde!

3.

Hirsche! Vögel! Bäum' und Wind!
Jubelt! Jubelt auf in Chören!
Fürchtet nicht, ihr möchtet stören
An der Mutter Brust das Kind.
Das sind süſse Schlummerweisen
Ihm, den alle Welten preisen.
Darum singet!
Darum bringet
Preis der Mutter und dem Kinde!

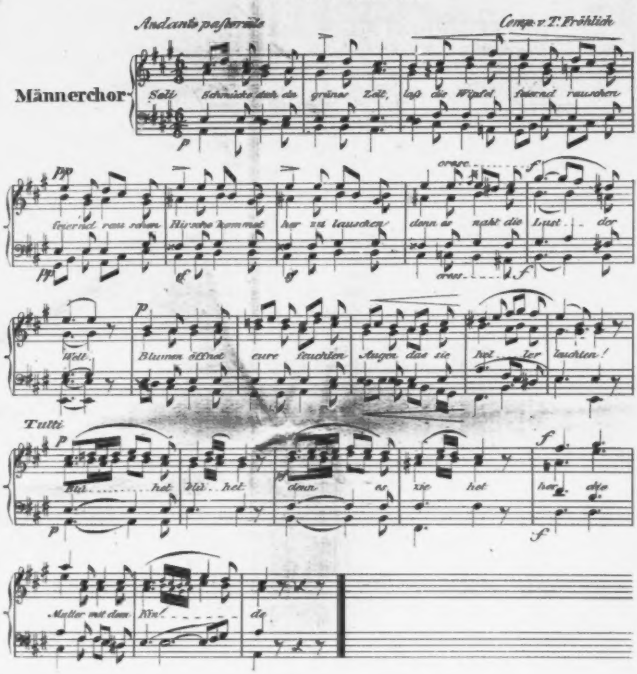
Hans Sachs spricht zum Schlufs:

Da hab ich auf mein alte Art
Mein Sinn vor Euch geoffenbart.
Weifs wohl daſs all mein Wort und Reim
Schlecht einfältig Geschwätz nur sein,
Wenn man die Bilder sehen thut
Von Dürer unserm Meister gut.
Solchs ich nur darum hab gethan,
Um Euch zu weisen ein ruhig Bahn
Durch so viel Gstalt groſs und schön,
Davon Ihr nichts sollt übersehn:
Auf daſs Ihrs weiter mögt bedenken,
Eur Gmüth auf seinen Geist hinlenken;
Draus neu die Kunst grün, blüh und wachs
In Euch Allen! — Das wünscht Hans Sachs.

Zum dritten Bilde.

Andante pastorale

Comp. v. T. Fröhlich



ABC-Buch

für

kleine und große Kinder

gezeichnet von Dresdner Künstlern

mit Erzählungen und Liedern

von

R. Reinick

und Singweisen

von

Ferdinand Hiller.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1845.

ABC=Buch
Leipzig 1845 G. Wigand
LR
HB

ABC-Buch

für

kleine und große Kinder

gezeichnet von Dresdner Künstlern.

Mit Erzählungen und Liedern

von

R. Reinick,

und Singweisen

von

Ferd. Hiller.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1845.

Inhalt.

Zum Titelblatt. Gedicht.	Zeichnung von	Ludwig Richter.
Die Geſchichte von Adam.	"	C. Peſchel.
Die Fabel vom Affen.	"	"
Bilderbude. Gedicht	"	Ludwig Richter.
Chriſtkind. Lied	"	Ernſt Rietſchel.
Dieb. Erzählung.	"	Ernſt Oehme.
Einſiedler. Märchen.	"	C. Peſchel.
Fuhrmann und Fährmann. Lied. . .	"	Ernſt Oehme.
Gänſe. Lied.	"	Otto Wagner.
Hirte. Lied.	"	Ernſt Rietſchel.
Jäger. Lied	"	A. Ehrhardt.
Kinderliedchen	"	Ernſt Rietſchel.
Lamm. Fabel	"	A. Ehrhardt.
Mutter. Lied	"	Ed. Bendemann.
Nachtwächter. Lied	"	Julius Hübner.
Das Obſtbäumchen und der Ochſe. Erzählung.	"	A. Ehrhardt.
Pfennig. Erzählung	"	R. Reinick.
Quackſalber. Lied.	"	Ludwig Richter.
Ritter. Erzählung.	"	C. Peſchel.
Savoyarde. Erzählung.	"	Theobald v. Oer.
Tanz. Lied.	"	Ed. Bendemann.
Uhu. Märchen.	"	Ernſt Oehme.
Vogelſteller. Märchen.	"	Theobald v. Oer.
Wein. Erzählung	"	Julius Hübner.
Xerres. Erzählung.	"	Ed. Bendemann.
Yſtlon. Erzählung	"	Theobald v. Oer.
Zwei Nüßlein	"	Otto Wagner.
Schlußblatt.	"	Julius Hübner.

Berichtigungen.

Durch ein Mißverſtändniß iſt bei den Liedern „Chriſtkind“ und „Fuhrmann und Fährmann“ der erſte Vers nur zwiſchen den Noten abgedruckt, während, wie bei den übrigen Liedern, das vollſtändige Gedicht unter den Noten ſtehen ſollte.

Seite 49 Zeile 2 lies Bänke ſtatt Bänken.

" 75 " 5 " zirpen " ziſchen.

Zum Titelblatt.

Wie iſt's ſo ſchön auf Erden, wie iſt der Wald ſo grün,
Wie prächtig, wenn im Garten die Blumen alle blühn,
Und rings die Vögel ſingen faſt ohne Unterlaß,
Und wir dazwiſchen ſpielen im hohen weichen Gras!

Wie iſt's ſo ſchön, wenn Abends in kalter Winterzeit
Die Mutter bei der Arbeit, wenn's draußen ſtürmt und ſchneit,
Ein hübſches Lied uns ſinget und Alles horcht und ſchweigt,
Der Vater dann erzählet und ſchöne Bilder zeigt!

Da denk ich: wenn auf Erden ſo viel uns mag erfreun,
Wie muß es erſt dort oben einmal im Himmel ſein,
Wo lauter Engel ſingen und ſtets die Sonne ſcheint,
Und Alles jauchzt und jubelt und keine Seele weint!

Ach käme doch ein Engel, ich wünſch' es gar zu ſehr,
Und brächte aus dem Himmel einmal ein Buch daher,
Und zeigte mir die Bilder, wie würd' ich da mich freun,
Zu ſehen, wie's dort oben ſo wunderſchön mag ſein!

A a
a A
Adam

A a A a A a

Adam — Affe.

1.

Die Geſchichte von Adam.

Nachdem der liebe Gott die Erde geſchaffen, ſie mit Bäumen und Blumen geſchmückt und mit Thieren belebt hatte, ſchuf er die erſten Menſchen: Adam und Eva, und der Ort, in dem er ſie erſchuf, war ein ſchöner Garten und hieß: das Paradies.

Die erſten Menſchen waren gleich Anfangs ſo hoch und herrlich gebildet, daß ſelbſt die Thiere erkannten, das wären von nun an ihre Herren. Daher kamen ſie alle in die Nähe der Menſchen und lebten mit ihnen in Friede und Eintracht. Nur allein die Schlange war böſe und ſuchte die Menſchen zu verderben und dazu fand ſich auch bald die Gelegenheit.

Als nämlich der liebe Gott dem Adam verbot: von einem Apfelbaume die Früchte zu koſten, kroch die Schlange auf den Baum, brach einen Apfel und verleitete Eva davon zu eſſen. Eva that es und überredete auch den Adam dazu.

Für ſolchen Ungehorſam beſchloß Gott die Menſchen zu beſtrafen. Er rief deshalb einen Engel, daß er ſie aus dem ſchönen Garten hinaustreibe. Der Engel nahm ein feuriges Schwert, flog zur Erde herab und that, wie Gott ihm befohlen hatte.

So mußten Adam und Eva das Paradies verlaſſen und auch die Thiere flohen mit ihnen und zerſtreuten ſich im Lande umher.

— Draußen aber ſah es anders aus als im Paradieſe, da war es meilenweit wüſt und öde und bisweilen weder Baum noch Strauch zu finden. Oft gab es Regen und Sturm, Hitze und Kälte.

Da mußte Adam im Schweiße ſeines Angeſichts graben, ſäen und pflanzen, um den Hunger zu ſtillen, Eva mußte ſpinnen und arbeiten, um ſich vor Kälte zu ſchützen, und als ſie ſpäter Kinder bekamen, gab es der Arbeit und Sorge noch viel mehr.

Auch entſtand mit der Zeit Feindſchaft zwiſchen den Menſchen und Thieren. Denn weil die Pflanzen nicht hinreichten, ſie ſatt zu machen, ſo trieb ſie der Hunger, einander zu verfolgen und zu tödten. Aber waren auch die Menſchen an Kräften weit ſchwächer als viele Thiere, ſo waren ſie doch an Verſtand hoch über dieſe erhaben. Daher fürchteten die Thiere ſich vor ihnen und flohen aus ihrer Nähe.

Das Alles war die Folge von dem Ungehorſam des Adam und der Eva.

2.

Die Fabel vom Affen.

Als die Thiere nach dem Sündenfall der erſten Menſchen das Paradies verlaſſen und mit dieſen in Feindſchaft gerathen waren, zogen die wildeſten und böſeſten unter ihnen: der Löwe, der Tiger, der Wolf, der Bär und mehrere andre in die Wälder und Einöden und lebten dort vom Raube und Morde, indem ſie die ſchwächeren Thiere verfolgten und auffraßen. Die meiſten von dieſen flohen daher in die entlegenſten Schlupfwinkel und blieben in fortwährender Angſt und Scheu, wie zum Beiſpiel die Hirſche, die Haſen und Rehe; aber die ſanfteren und freundlichen Thiere, die Ochſen, die Schafe, die Hunde und noch viele andre wollten gern wieder einen Herrn haben, der, wie der Menſch, für ſie ſorge und ſie pflegen möchte.

Sie hielten deshalb einen großen Rath und beſchloſſen endlich den Affen dazu zu erwählen, weil dieſer dem Menſchen am ähnlichſten war; denn er hatte

ein sehr ernstes und weises Gesicht, ging aufrecht auf zwei Beinen, und war mit menschlichen Händen versehen, mit denen er geschickt zu handtieren wußte.

Damit er sich nun zu einem so hohen Amte erst wohl vorbereite, schickten sie ihn auf einige Zeit in die Nähe der Menschen, damit er von diesen allerlei Künste erlerne und sie den Thieren dann mittheilen könne.

Der Affe war auch sogleich dazu bereit und ging hin, wo Adam und Eva mit ihren Kindern wohnten. Dort setzte er sich auf einen Apfelbaum und sah dem Treiben der Menschen zu. Wer ihn da so mit seiner wichtigen Miene sitzen sah, mußte denken: wenn der's nicht lernt, so lernt's keiner.

In der ersten Woche war seine Aufgabe, den Menschen es abzusehen, wie sie ihre Hütten bauten, denn die Thiere wollten auch vor der bösen Witterung geschützt sein.

Da sah er von seinem Baume hinunter, wie der Adam ein Beil nahm, damit gegen die Bäume schlug, bis sie umfielen, wie er diese dann zurecht hackte und aus den Balken und Pfosten eine schöne Hütte zusammenstellte.

Kaum hatte der Affe das Alles nur ein klein wenig beobachtet, so sprach er für sich: „Hoho! wenn's weiter nichts ist, das will ich auch schon machen" und lief zu den Thieren zurück.

Dort angekommen, rief er sie alle zusammen und sprach: „Kommt! Kommt, jetzt sollt ihr in mir den ersten Baumeister von der Welt sehen!" Damit nahm er den ersten besten Knittel und hieb wie närrisch gegen alle Bäume, rechts und links, die Kreuz und die Queer, daß die Thiere ihm aus dem Wege liefen. Aber die Bäume blieben alle ruhig stehen und rührten sich nicht und die Thiere lachten ihn aus.

Das ärgerte den Affen und er schnitt ihnen grimmige Gesichter. Aber bei sich selber dachte er: „Laß sie nur lachen! Ich bin doch klüger als sie, und wenn ich erst Herr bin, sollen sie's schon fühlen."

In der zweiten Woche wollte er lernen das Feld bestellen; denn es gebrach den Thieren an Futter.

Da sah er von seinem Apfelbaume, wie Adam einen Spaten nahm, ihn gegen den Boden stemmte, mit der Hand tüchtig dagegen drückte und in den

Boden hineingrub. Auch sah er ihn später einen Beutel sich um den Leib binden, woraus er allerlei Körner in die aufgegrabene Erde warf, damit künftig daraus das Getraide emporwachse.

Der Affe dachte: „Pah! das ist keine Kunst, das wollen wir schon machen!“ und weil er recht schlau sein wollte, stahl er dem Adam heimlich den Spaten und den Getraidesack weg und lief damit zu seinen Thieren zurück.

„Kommt, kommt!“ rief er ihnen entgegen, „jetzt sollt ihr einmal sehen, was ich für ein Ackersmann bin!“ Dann nahm er den Spaten, stemmte ihn gegen die Erde und drückte mit der Hand aus Leibeskräften dagegen. Aber statt ihn mit dem Eisen nach unten zu halten, hielt er ihn umgekehrt, das Unterste nach oben, und wie er nun so mit aller Gewalt dagegen drückte, schnitt er sich an der scharfen Schneide die ganze Hand entzwei, daß er laut aufschrie und den Spaten wegwarf.

Glücklicher Weise war ein Hund in der Nähe, der leckte ihm die Wunde aus, so daß der Schmerz bald vorüber ging. Da sprach er: „Ach was! das dumme Graben ist nur Nebensache; die Hauptsache ist das Säen.“ So nahm er denn den Getraidebeutel und weil nichts mehr darin war, füllte er kleine Steinchen und Sand hinein, band ihn um den Leib, ging mit wichtiger Miene und gewaltigem Eifer hin und her und auf und nieder und streute den Sand nach allen Seiten um sich her und im Eifer selbst den Thieren in's Gesicht.

Nachdem diese sich aber die Augen ausgewischt, merkten sie wohl, daß der weise Herr Ackersmann ihnen eitel Sand in die Augen gestreut, aus dem sein Lebtag kein Futter wachsen könnte. Da schüttelten sie bedenklich den Kopf und kehrten ihm den Rücken.

In der dritten Woche nahm der Affe sich vor, das Kochen zu lernen; denn es fing an kalt zu werden, und er glaubte, wenn er den Thieren erst eine warme Suppe bereitet hätte, könnten sie ihn gar nicht mehr entbehren.

Da sah er, wie Adam trockenes Reisig zusammentrug, aus seiner Hütte einen Brand holte und das Reisig damit anzündete, drauf hing Eva einen irdenen Kesseltopf über dem Feuer auf, that den Kohl hinein und nach einer Stunde war die Suppe fertig.

„Hoho!“ sprach der Affe, „das ist auch keine Hexerei!“ sprang vom Baume, riß einen brennenden Spahn aus dem Feuer und ehe Adam ihm nachsetzen konnte, war er damit über alle Berge gesprungen.

„Guten Appetit!“ rief er den Thieren schon aus der Ferne entgegen. „Heute sollt ihr etwas zu essen bekommen, wonach ihr alle Pfoten lecken werdet! Heda, ihr Hunde! holt mir rasch trockene Reiser zusammen, da werdet ihr etwas erleben!“

Die Hunde apportirten schnell das Reisig, der Affe steckte den Brand hinein und die Flamme flackerte und prasselte lustig in die Luft. Bald aber ließ das Feuer nach. „Das wollen wir schon bekommen,“ rief der Affe und blies mit vollen Backen in die Asche, daß die Funken ihm und den Thieren in den Pelz flogen und die Haare verbrannten. „Schad't nichts,“ rief er, „keine Freud' ohne Leid! Habt nur Geduld, Ende gut, Alles gut!“

D'rauf holte er ein großes Lattichblatt, hing es an zwei Stäben über dem Feuer auf, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus dem nächsten Bach hinein und warf in dieses Brennesseln und allerlei Unkraut, was grade am Wege stand.

„Das wird uns schmecken!“ rief er den Hunden zu, denen schon das Wasser vor Appetit aus dem Maule lief. Aber kaum hatte er's gesagt, so schrumpfte das Lattichblatt vor Aller Augen zusammen, die künftige Suppe lief in's Feuer und löschte es aus und mit dem Kochen war's für immer vorbei.

Da fingen die Thiere sehr an zu brummen, besonders die Ochsen, und keiner wollte mehr von der Weisheit des Affen etwas wissen. Der aber sprach: „Schämt euch, ihr Thiere! Wer wird denn gleich den Muth verlieren; Lernen wir es nicht, so lernen es uns're Kinder. Aber die müssen gehörig behandelt und dazu erzogen werden. Daher will ich vor allen Dingen jetzt erst die Kindererziehung von den Menschen lernen.“

Das wollte den Ochsen gar nicht in den Sinn und sie brummten noch viel mehr als zuvor, aber die Pferde und Hunde, die schon mehr Lust am Lernen hatten, fanden den Vorschlag nicht so übel. Sie überredeten dazu auch die andern Thiere und in der vierten Woche saß der Affe wieder auf seinem Baume.

Eben schrieen die kleinen Kinder der Eva und weinten, daß es nicht zum

Anhören war. Da kam die Mutter heraus, wickelte sie in ein Tuch, legte sie in einen runden Korb und wie sie diesen mit dem Fuße anstieß, daß er sich hin und her wiegte, wurden die Kinderchen ganz still und schliefen ein. Die größeren Kinder aber küßte sie, wenn sie artig gewesen und züchtigte sie mit Schlägen, wenn sie unfolgsam waren.

Kaum hatte der Affe das gesehen, so sprach er: „Das Kindererziehen versteh' ich jetzt aus dem Grunde, aber dazu gehört auch ein Tuch, wie die Menschen da haben." Weil nun grade ein solches in der Nähe auf dem Apfelbaume zum Trocknen aufgehängt war, so stahl er es heimlich weg, band es dann wie eine Fahne an einen Stock und kam damit jubelnd zu den Thieren zurück.

„Nun bringt mir einmal eure sämmtlichen Kinder herbei, die sollen in einer Stunde erzogen sein!" so rief er den Thieren entgegen. Diese brachten denn eilig alle ihre jungen Kälberchen, Füllenchen, Lämmerchen, Zickelchen, Hündchen und Kätzchen und noch viele viele andre junge Thierchen, eins immer niedlicher als das andre.

Die Kälberchen schrieen, die Füllenchen wieherten, die Lämmerchen blökten, die Zickelchen meckerten, die Hündchen winselten, die Kätzchen miauten, vor Allen aber schrieen und quikten die jungen Ferkelchen am meisten.

„Ihr Schreihälse sollt schon still werden," sprach der Affe, nahm auf einmal sechs Ferkel, die am ärgsten schrieen, legte sie in's Tuch, schnürte es zusammen, wie man ein Bündel Wäsche schnürt und legte das ganze Pack in das Laub auf einen schwankenden Baumast. D'rauf sprang er selbst auf den Stamm und stieß mit dem Fuße an den Ast, um ihn hin und her zu wiegen. Aber — klatsch! — lagen die sechs Spanferkel mit ihrem Tuch auf der Erde und waren mäuschenstill. „Seht ihr," sprach der Affe, „allmählig komm' ich schon dahinter. Jetzt aber will ich mein Meisterstück machen an euren älteren Kindern, da werdet ihr Respect vor mir bekommen!"

Nun ließ er alle die jungen Thiere um sich her in einen Kreis treten. Erst betrachtete er sie lange mit gelehrter und wichtiger Miene, dann ging er hin und küßte und leckte ein Jedes von ihnen mit seinen garstigen Lippen auf's Allerzärtlichste, zuletzt aber sprach er: „Paßt auf, jetzt kommt die Hauptsache!" und bei

dieſen Worten holte er mit ſeinen breiten ellenlangen Armen aus, ſo weit er nur konnte und theilte nach allen Seiten Ohrfeigen aus, daß die Thierchen laut brüllten und heulten und die jungen Füllen ausſchlugen und davon liefen.

Unterdeſſen hatte auch die alte Sau das Tuch, in dem ihre Ferkelchen ſo ſtille da lagen, aufgewühlt und aufgewickelt, und da fand ſich, daß ſie alle ſechs ſich mauſetodt gefallen hatten.

Das wurde den Thieren denn doch zu toll. Sie ſahen ein, daß der Affe ein dummes und eitles Thier ſei, das Alles beſſer wiſſen wollte als Andre, aber weder Fleiß noch Luſt hatte, etwas Ordentliches recht aus dem Grunde zu erlernen. Daher jagten ſie den Narren fort, kehrten zum Menſchen zurück, der einmal zu ihren Herren beſtimmt worden, und wurden ſeine Hausthiere.

Der Affe denkt aber auch jetzt noch immer daran, die Herrſchaft über die Thiere einmal zu erlangen, daher macht er noch fortwährend dem Menſchen nach, was er von ihnen nur irgend abſehen kann; doch weil er Alles nur halb anfängt und zu ſeinem eigenen Spaße treibt, ſo iſt und bleibt er ſein Leben lang — ein Affe.

Bb Bb Bb

Bilderbude.

S'ſt Jahrmarkt heut', s'iſt Jahrmarkt heut'!
Das iſt doch eine luſt'ge Zeit!
Da hört man geigen, hört man flöten,
Seiltänzer durch die Stadt trompeten,
Die Buden ſteh'n in langen Reih'n
Voll Spielwerk und voll Näſcherei'n.
Doch eine Bude weiß ich dort,
Die liebſte mir im ganzen Ort,
Darinnen ſteht der Bildermann
Und rufet alle Kinder an.

„Er ruft: „Ihr Kinder, bleibet ſteh'n!
Hier könnt die ganze Welt ihr ſeh'n
Gemalt, geſtochen, ſchwarz und grau,
Ganz accurat und ſehr genau;
Was nur auf Erden iſt geſchaffen
Von Adam bis zum närr'ſchen Affen,
Vom Elephanten bis zum Wurm,
Den Berg Veſuv, den Meeresſturm,
Theaterpuppen, Küraſſiere,
Die Jahreszeiten alle viere!

B. b.
B. b.
ABC Buch
Bilderman.

Heran ihr Mädchen, kommt ihr Knaben
Bequemer könnt ihr's gar nicht haben!
Hier seht ihr's regnen, schneien, blitzen,
Und könnt dabei im Trocknen sitzen.
Der Löwe reißet auf den Rachen,
Ihr könnt ihm dreist entgegenlachen.
Hier giebt es Schlacht und Kriegesnoth,
Doch keine Kugel schießt euch todt.
Die Könige und ihre Schätze,
Die schönsten Städt' und ihre Plätze
Für wenig Geld könnt ihr sie kaufen
Und braucht nicht meilenweit zu laufen.

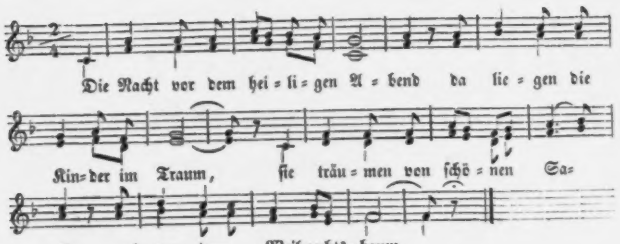
Heran ihr Kinder, kommt heran,
Und seht die lust'gen Bilder an!
Beschaut die Büchlein auch zugleich,
An Liedern und Geschichten reich.
Wohl manches kennt ihr schon davon,
Die Ammenuhr, den Robinson,
Das neue Bilder-A-B-C,
Darin ich selbst gemalet steh'.
Und fragt ihr wer das Bild gemacht
Und auch die andern ausgedacht?
Seht oben die Gesichter hier,
Das sind die Maler, glaubet mir,
D'rum achtet d'rauf, und merkt sie euch,
Und wer davon begegnet euch,
Den grüßet fein und seid bedacht,
Daß er euch manche Lust gebracht."

So ruft der luſt'ge Bildermann,
Nimmt eine tücht'ge Prieſe dann,
Und ſcheucht die Fliegen mit dem Wedel;
Die Knaben aber und die Mädel
Entzückt vor all' den Bildern ſteh'n
Und können ſich nicht ſatt d'ran ſeh'n,
Und ſuchen ſich das Schönſte aus,
Und bringen jubelnd es nach Haus.

Cc
Christkind. Comet.
Cc
E.R.

Cc Cc Cc

Chriſtkind.



Und während ſie ſchlafen und träumen,
Wird es am Himmel klar.
Und durch den Himmel fliegen
Drei Engel wunderbar.

Sie tragen ein holdes Kindlein,
Das iſt der heil'ge Chriſt,
Es iſt ſo fromm und freundlich,
Wie keins auf Erden iſt.

Und wie es durch den Himmel
Still über die Häuser fliegt,
Schaut es in jedes Bettchen,
Wo nur ein Kindlein liegt.

Und freut ſich über Alle,
Die fromm und freundlich ſind,
Denn ſolche liebt von Herzen
Das liebe Himmelskind;

Wird ſie auch reich bedenken
Mit Luſt auf's Allerbeſt',
Und wird ſie ſchön beſchenken
Zum morgenden Weihnachtsfeſt.

Heut' ſchlafen noch die Kinder
Und ſeh'n es nur im Traum,
Doch morgen tanzen und ſpringen
Sie um den Weihnachtsbaum.

D. d.
D. d.
Dorf. Dieb.

Dd Dd Dd

Dieb.

Im nächsten Städtchen gab es Kirchweih und Jahrmarkt, deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen, luſtig zu ſein und zu tanzen. So war es denn am Abende gar ſtill im Orte, kein Menſch war zu ſehen noch zu hören. Der Brunnen, an dem ſonſt um dieſe Zeit die Mädchen beim Waſſerholen plauderten und lachten, ſtreckte ſeinen langen Balken neugierig in die Luft, als wollte er fragen: kommt denn heute Niemand her, mein Waſſer zu holen? Unter der großen Linde, wo an andern Abenden die jungen Burſche ſaßen und ihre Lieder ſangen, regte ſich heut' kein Grashälmchen und nur oben im Baume pfiff ein Vögelchen ſein Abendlied. Selbſt der alte Baumſtamm, worauf die Kinder zu ſpielen und herumzuklettern pflegten, lag verlaſſen und leer da und nur wenige Ameiſen, die ſich bei der Arbeit verſpätet hatten, krochen darauf noch hin und her, um ſich ihr Abendbrod zu holen.

Allmählig kam die Dämmerung herauf, es wurde immer dunkler und ſtiller und nachdem die lauten luſtigen Vögel in ihre Neſter gekrochen waren, ſchlüpften die häßlichen Fledermäuſe hervor und ſchwirrten und huſchten durch die Abendluft. —

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann daher. Er ſchlich leiſe und ängſtlich immer der Mauer entlang, wo es am Dunkelſten war. Dabei ſah er ſich ſcheu nach allen Seiten um, ob auch ein Menſch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er ſich aber ganz ſicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch dort auf allen Vieren, wie eine Katze weiter, bis an eine Stelle, wo die Mauer an's

Haus stieß und schwang sich dann in ein Fenster des Hauses hinein, das gerade offen stand.

Der Mann aber hatte recht böse Dinge im Sinne, denn er war ein Dieb und gedachte die Leute, die in dem Hause wohnten, zu bestehlen.

Nachdem er durch die Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer, dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner; eine Thüre, die dort hineinführte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt.

Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen, doch dachte er, es könnte vielleicht zufällig Jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte.

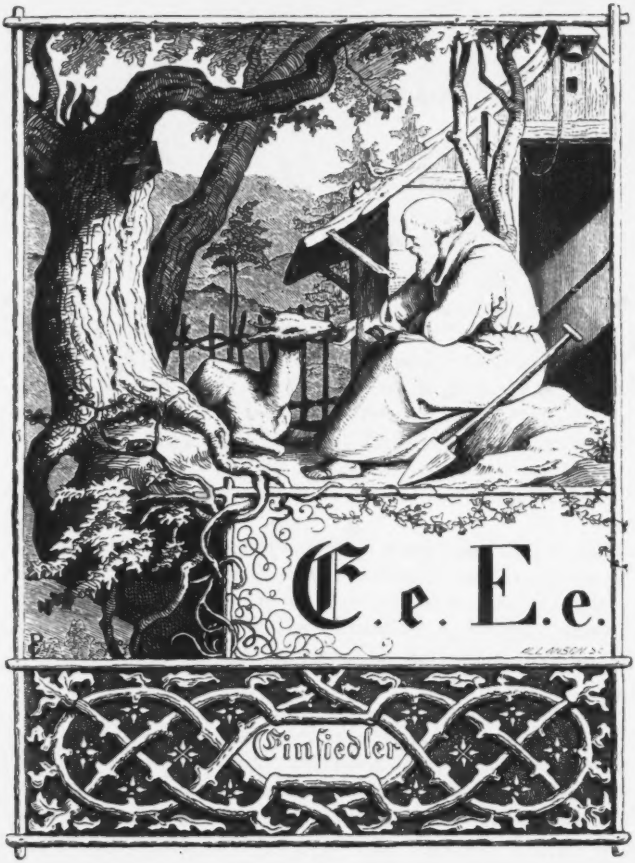
D'rinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durch's Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerscheine, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß — das Kind betete, wie es immer vor Schlafengehen that, laut sein Vaterunser. —

Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am Besten ausführen möchte, da hörte er, wie das Kind mit lauter, klarer Stimme eben die Worte betete: „und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!"

Das ging dem Manne tief zu Herzen und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel!" und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.


E. e. E. e.
Einsiedler

Ee Ee Ee

Einsiedler.

Ein alter braver Soldat, der sich tüchtig herumgeschlagen und manche Wunden in der Schlacht erhalten, kehrte arm und müde aus dem Kriege zurück. Als er in sein Dorf kam, fand er Weib und Kind vom Feinde erschlagen und sein Haus mit allem Hab und Gut zu Asche verbrannt. So ging er denn zu den Nachbarn von Haus zu Haus und bat um Arbeit, Almosen oder Brod, aber die einen sprachen: „Wir geben Dir keine Arbeit, Du bist zu alt und schwach dazu.“ Die andern: „Wir geben Dir kein Almosen, geh arbeiten.“ Die meisten aber sagten: „Das Brod gebrauchen wir für uns selbst, aber nicht für Herumtreiber.“

Da ward der alte Mann den Menschen gram und sprach: „Ihr seid härter als Steine und unfreundlicher als die Thiere des Waldes; wenn ihr euch meiner nicht erbarmt, so werden die es thun.“ Somit beschloß er ein Einsiedler zu werden, ließ sich in einem Kloster ein härnes Gewand und ein Gebetbuch, dazu ein Beil und einen Spaten geben und ging in das menschenleere wilde Gebirge hinaus.

Dort zog sich ein langer Wald über Berge und Thäler, aus dessen Mitte sich ein hoher, breiter Felsblock erhob, mit Erde und Gras bedeckt und von schönen, alten Bäumen beschattet. Unter diese Bäume baute sich der Mann eine Hütte von Brettern, hing an den Baum ein Kruzifix, in der Kammer sein altes Schwert auf und umzäunte den ganzen Platz, damit keine wilden Thiere hereinbrächen.

Und wirklich erbarmte ſich der harte Fels ſeiner mehr, als die Menſchen gethan. Aus ſeinen Spalten ließ er ihm eine klare Quelle fließen, auf den Bäumen wuchſen Aepfel und Birnen und die Erde trug nahrhafte Kräuter, Beeren und Wurzeln.

Davon nährte ſich der Einſiedler und führte dort oben ein ſtilles, in ſich gekehrtes Leben, das ihm auch allmählich manchen Genuß gewährte. Die Zeit ward ihm, trotz der Einſamkeit, niemals lang. Er betete und las in ſeinem Buche, er baute ſich ein Gärtchen an und bepflanzte es mit Blumen und Bäumen; er beobachtete den Lauf der Sonne und des Mondes, der Sterne und der Wolken. Das gab ihm Stoff zu vielen Beobachtungen, aber auch die Erinnerung an Weib und Kind verkürzte ihm manche Stunden.

Von dem Walde da unten ging allgemein das Gerede, er ſei verzaubert; deshalb fürchteten ſich die Leute der Umgegend, ihn zu betreten. Aber der Einſiedler hatte nie gewußt was Furcht ſei und dachte: „Schlimmer kann mir's darin doch nicht ergehen, als es mir in meinem Dorfe geſchah.“ Weil es nun in dem Walde gar herrlich war, pflegte er oft Tage lang darin umherzuwandern, ohne daß ihm jemals etwas Böſes zugeſtoßen wäre.

Im Gegentheil, er genoß dort großer Freuden. Der ganze Wald war voller Thiere: Hirſche, Haſen, Kaninchen und manche andere; die waren zahm und freundlich und ſtatt ihn zu fliehen, näherten ſie ſich ihm und ſahen ihn oft ſo bedeutſam an, als hätten ſie ihm etwas Wichtiges zu erzählen.

Einmal kam ihm auch ein weißes Reh entgegen, mit ſchlankem und edlem Wuchſe und klugen, freundlichen Augen. Kaum erblickte es den Mann, ſo trat es zierlich an ihn heran, leckte ihm die Hände und da er es wieder ſtreichelte und es liebkoſte, folgte es ihm bis an ſeine Hütte und ging fortan nimmer von ſeiner Seite. — Gleich an demſelben Abend kamen auch noch andere Thiere ihm nachgezogen: Eichkätzchen, Tauben und Singvöglein und bauten ihre Neſter in der Nähe der Klauſe. Gewann der Greis nun auch alle die Thiere von Herzen lieb, ſo that er es doch ganz beſonders mit dem ſchönen Reh. Das hegte und pflegte er wie ein Kind. Er machte ihm neben ſeinem eigenen Lager eine weiche Streu von Binſen und Moos, fütterte es aus der Hand mit ſeinen

und gewürzigen Kräutern und konnte oft Stundenlang mit ihm ſprechen. Dabei war es ihm immer, als verſtände ihn das Thier und nähme an allen ſeinen Schickſalen Theil.

Mit dem Reh hatte es aber auch ſonſt noch ſeine eigne Bewandniß. Wo es ſich nur zeigen mochte, da ward es von den andern Thieren mit großer Freude und Ehrfurcht begrüßt und alle ſuchten ihm zu dienen. Kam es durch den Wald geſchritten, ſo zogen buntſcheckige Schmetterlinge vor und neben ihm her, wie Läufer und Kammerhuſaren neben der Kutſche eines großen Herrn. Stolze Hirſche wichen ehrerbietig vor ihm zurück und bogen mit ihren Geweihen die Büſche und Aeſte fort, die den Weg verſperrten. Aber die Vögel pflückten die bunteſten Blumenblättchen und ſtreuten ſie von Aeſten und Zweigen und aus der Luft vor dem Reh auf den Weg hin; auch ſangen ſie alle zuſammen in ſo lieblichem Einklang, daß es wie ein Concert durch den ſtillen Wald ertönte. Wollte ſich aber irgendwo ein vorlauter Froſch wichtig machen und fing an zu quaken, ſo ging der Storch als Polizei in den Sumpf, nahm mit dem langen rothen Schnabel den Schreihals beim Kragen und ſperrte ihn in ſeinen Magen ein, wo ihm das Schreien verging.

Auch der Einſiedler hatte das wohl bemerkt und er hatte oft große Luſt daran, wenn er die Zärtlichkeit der Thiere gegen ſein liebes Reh mit anſah. So kam jedesmal, wenn das Thier ſich zur Ruhe legte, ein Vögelchen aus dem Strauch geflogen, ſetzte ſich in's Fenſter und ſang es leiſe in den Schlaf; ein Eichkätzchen ſprang vom Baume, ſetzte ſich neben ſeinen Kopf auf's Moos und wedelte ihm mit dem buſchigen Schwänzchen Kühlung zu und flinke Eidechſen ſchnappten emſig alle Mücken weg, die es ſtechen wollten. Wenn aber Morgens das Reh ſich vom Lager erhob, flogen jedesmal ehe es ausging, zwei weiße Täubchen vom Dache herab und legten ihm mit ihren Schnäbeln ſäuberlich die Haare zurecht, die ſich etwa verſchoben hatten. Das Reh ließ ſich das Alles gern gefallen, als müſſe es ſo ſein, und dankte den Thieren, die ihm dienten, nur mit recht freundlichen Blicken aus ſeinen blanken Augen.

Da begab ſich's einmal, daß an einem Sommermorgen der Himmel gar ſeltſam ſich mit Wolken umzog, dabei ward die Luft ſchwül und drückend. Der

Einſiedler ſaß ruhig in der Zelle und las in ſeinem Gebetbuche. Das Reh aber hatte keine Ruhe, aß und trank nichts, ging hin und her, bis es endlich den Berg hinab in den kühlen Wald lief. Mitten auf einem großen grünen Platze ließ es ſich nieder in das weiche Gras, alle Thiere des Waldes, wohl tauſend und noch mehr, kamen herbei und lagerten ſich in einem weiten Kreiſe um daſſelbe in ehrerbietiger Entfernung; und auf allen Bäumen ſaßen die hübſchen bunten Vögel, wie wohl ſchöne Frauen auf den Balkonen zu ſitzen pflegen, wenn es etwas zu ſehen giebt. Die Thiere ſahen ſchweigend nach dem Reh hin, als erwarteten ſie etwas, bis eines nach dem andern und endlich das Reh ſelbſt in der großen Hitze einſchlief. Nur die Haſen, die mußten rings umher Schildwache ſtehen und mit ihren ſpitzen Ohren fortwährend: „Präſentirt's Gewehr" machen. — Da erſcholl plötzlich durch den ſtillen Wald Hundegebell und Hörnerklang. Es kam immer näher und näher und auf einmal erſchien zu Roſſe der junge Königsſohn, umgeben von vielen Jägern zu Fuß und zu Pferde, der hatte ſich auf der Jagd in den Zauberwald verirrt.

Die Haſen pfiffen, die andern Thiere ſprangen auf und drängten ſich um das Reh, um es zu beſchützen, das aber floh in raſchem Lauf davon. Doch der Königsſohn hatte es ſchon erblickt und rief: „Wer mir das ſchöne Thier tödtet, der ſoll ſterben, wer's aber fängt und mir lebend bringt, ſoll ein Jägerhorn von lauterm Golde bekommen." Und ſogleich jagte der ganze Troß, den jungen König an der Spitze, dem fliehenden Thiere nach.

Das flog wie ein Pfeil aus dem Walde hinaus, den Felſen hinauf, dort ſtürmte es in die Zelle, wo der Greis noch betete, und verſteckte ſich hinter ſeinem Kleide. Bald war auch der Königsſohn oben und da er wohl ſah, wo ſich das Thier verſteckt, rief er dem Einſiedler zu, er ſolle ihm das Thier herausgeben. Der aber beſchützte es mit ſeinen Armen und ſprach: „Wenn ich das thäte, ſo wäre es eine Sünde. Wer auf meiner Schwelle Schutz ſucht, der findet ihn auch!" — „So mußt Du ſterben!" rief der Jüngling und erhob ſeinen Speer; doch in dem Greiſe erwachte die alte Kampfluſt. Im Nu riß er ſein Schwert von der Wand und ſprach: „So laß uns darum kämpfen!"

Der Kampf begann. Mit furchtbarer Kraft hieben Beide auf einander los,

aber zuletzt ermüdete die Kraft des Greiſes. Der Jüngling ſchlug ihm das Schwert aus der Hand und zückte das ſeinige, um ihn zu tödten. Doch das Reh ſah die Gefahr ſeines Beſchützers, ſprang zwiſchen Beide und ward ſtatt des Alten vom Schwert des Königſohns durchbohrt. Da lag das zarte Thierlein im grünen Gras und das Blut ſtrömte mit Macht aus der offenen Wunde; aber ſtatt an den Boden zu fließen, verbreitete das rothe Blut ſich über den ganzen Leib des Thieres und umhüllte es wie mit einem prächtigen Purpurmantel. Zugleich wuchs ſein Geweih zu einem goldnen Krönlein zuſammen und endlich lag ſtatt des Rehes ein wunderliebliches Königstöchterlein im Graſe, das hatte die Augen geſchloſſen als ſchlummere es.

Als der Königſohn das ſchöne Frauenbild ſah, faßte er eine innige Liebe zu ihm. Er ſank auf ſeine Knie, beugte ſich über die Jungfrau und ſprach: „Wach' auf, wach' auf, Du Königstöchterlein, Du ſollſt meine Königin ſein!“ und damit küßte er ſie auf ihren rothen Mund.

In demſelben Augenblicke erhob ſich ein Toſen in der Luft, die Blitze zuckten und die Donner rollten, es brauſte der Sturm und die Erde erbebte. Die Königstochter ſchlug die Augen auf, erhob ſich vom Boden und ſprach zu dem Königsſohn: „Die Zeit iſt nun erfüllt, der Zauber gelöſt! Mich und mein Hofgeſinde hielt ein böſer Zauberer hundert Jahre lang verwandelt. — Willſt Du mich zu Deiner Frau, ſo bin ich und Alles, was mein iſt, Dein eigen.“

Und als ſie das geſprochen, brach die Sonne wieder aus den Wolken und aus dem Walde unten ſtieg ein prächtiges Schloß empor mit hohen Thürmen und goldenen Zinnen. Da konnte man trotz der Entfernung ſehen, wie es mit einemmal im Walde wimmelte von Hofleuten und Dienern, und Rittern zu Roß und zu Fuß und die Luft erſcholl von Pauken- und Trompetenſchall.

So waren nun alle Thiere im Walde wieder in Menſchen verwandelt, aber auch die, welche oben beim Einſiedler gehauſt, nicht minder. Denn ſtatt des Eichkätzchens ſaß ein flinker Page auf dem Baume, ſtatt der Lachtauben ein paar luſtige Kammerfräulein auf dem Dache und ſtatt der Singvögel allerlei Muſikanten in den Büſchen, die ſtrichen auf ihren Geigen, bliesen auf ihren Flöten und ſangen dazu ſchöne Lieder.

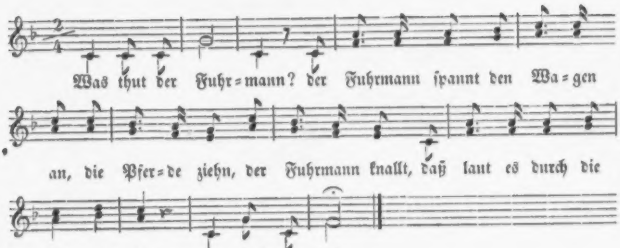
So ward der Königssohn und die junge Königin Mann und Frau, und der Einsiedler segnete ihren Bund. D'rauf kam aus dem Walde ein reicher Zug von Rossen und Dienern, die Beiden abzuholen in ihr Schloß. Als diese die Rosse bestiegen hatten, wollten sie auch den Greis mit sich nehmen, damit er ihr erster Minister würde und stets um sie bleibe. Der aber verweigerte es und sprach: „Laßt mich hier in meiner Einsamkeit, ich passe nicht mehr für die Menschen. Mir strahlt auch die Sonne prächtiger wie Euer Gold und der Mond lieblicher wie Euer Silber. Die Sterne sind meine Edelsteine und der weite Himmel mein Königszelt. Ihr möget mich zuweilen in meiner Zelle besuchen und mir erzählen, daß es Euch wohlgeht. Auch bitte ich noch, sorgt dafür, daß ich wieder so lustige Gesellschaft um mich sehe, als früher!“

Und so geschah es auch. Mit herzlichem Dank für seinen Schutz zog die Königin und ihr Gemahl mit dem ganzen Hofgesinde von dannen. Bald fanden sich auch wieder freundliche Thiere bei dem Einsiedler ein und, waren sie auch nicht so wunderbar wie die früheren, so pflegte er sie doch mit Liebe und Lust bis an sein seliges Ende. Auch zu den Menschen faßte er wiederum Liebe und Vertrauen, und als er starb, ließ der junge König ihn in ein marmornes Grab legen, aber die Königin pflanzte schöne Blumen rings umher und benetzte sie mit ihren Thränen.

F. f.
F. f.
Fähre. Führmann.

Ff Ff Ff

Fuhrmann und Fährmann.



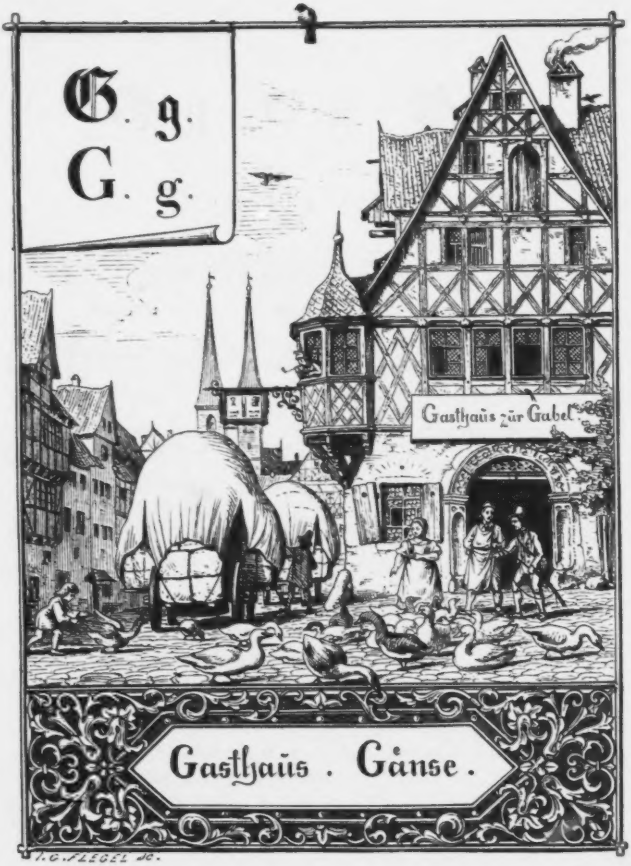
Was thut der Fährmann?
Der Fährmann legt an's Ufer an,
Und ruft: „Ich lieg' nicht lange ſtill,
D'rum komme, wer hinüber will!“
He, Holla, he!

Da kam der Fuhrmann
Mit ſeinem großen Wagen an,
Der war mit Kaſten vollgeſpickt,
Daß ſich der Fährmann drob erſchrickt.
He, Holla, he!

„Ei," sprach der Fährmann,
„Dich fahr ich nicht, Gevattersmann,
„Zahlst du mir nicht aus jeder Kist',
„Ein Stück von dem, was d'rinnen ist."
He, Holla, he!

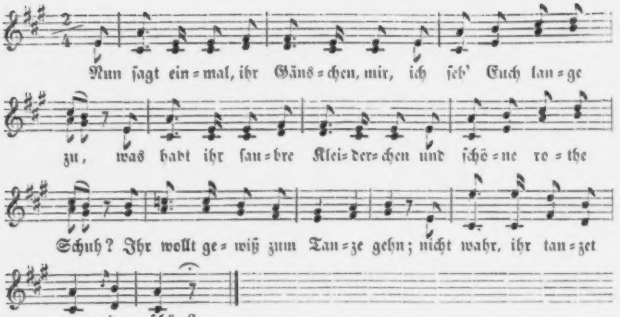
„Gut," sprach der Fuhrmann,
Und als sie drüben kommen an,
Die Kasten öffnen sie geschwind, —
Was war darin? — Nur leerer Wind.
He, Holla, he!

Schalt nicht der Fährmann?
Bewahr! Er lacht und sagte dann:
„Aus jeder Kist' ein Stücklein Wind
Ei nun, da fährt mein Schiff geschwind!"
He, Holla, he!


G. g.
G. g.
Gasthaus zur Gabel
Gasthaus . Gänse .
I. G. FLEGEL DE.

G g G g G g

G ä n s e.



Nun sagt einmal, ihr Gänschen mir, ich seh' euch lange zu,
Was habt ihr saubre Kleiderchen und schöne rothe Schuh?
Ihr wollt gewiß zum Tanze geh'n;
Nicht wahr, ihr tanzet wunderschön?

Das schmeichelte die Gänschen sehr, sie thaten gleich manierlich
Und fingen d'rauf zu tanzen an. 'S war aber gar nicht zierlich.
Sie wackelten wohl auf und ab
Und traten fast den Fuß sich ab.

„Nun aber ſagt, ihr Gänschen, mir, ich ſeh' euch lange an,
Was ihr für weiße Hälſe habt und rothe Schnäbel d'ran?
Damit ſingt ihr wohl allzumal
Viel ſchöner als die Nachtigall?"

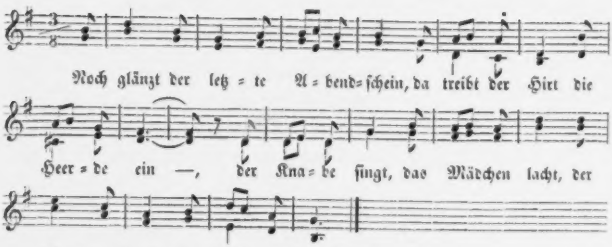
Da räusperten die Gänschen ſich und machten ſchnell ſich niedlich,
Und ſingen d'rauf zu ſingen an, 's klang aber nicht gemüthlich.
Sie ſchnatterten, es war ein Graus
Und ſchrien ſich faſt die Kehlen aus.

Wohl manches Kind hat hübſche Schuh und Kleider ſchön und bunt,
Wohl manches einen weißen Hals und einen rothen Mund,
Doch iſt noch ſehr die Frage dann:
Ob's tanzen auch und ſingen kann!

H.h.
H.h.
ER
Hirt und Heerde

H h H h H h

H i r t e.



Noch glänzt der letzte Abendſchein,
Da treibt der Hirt die Heerde ein,
Der Knabe ſingt, das Mädchen lacht,
Der Hund nach allen Seiten wacht.

So zieh'n ſie froh dem Dorfe zu.
Rings liegt die Welt in ſtiller Ruh',
Und über'm Berge klar und rein
Hebt ſich der Mond mit hellem Schein.

Da ſpricht der Knabe: „Vater, ſchau',
Gleicht nicht der Himmel einer Au'?
D'rauf geh'n, wie unſ're Schafe dort,
Die Wolken auch von Ort zu Ort."

Der Vater ſpricht: „Haſt recht, mein Kind,
Die treibt als Hund der Abendwind,
Und, daß ſich keins davon verirrt,
Wacht dort der Mond, der gute Hirt!"

So ſprechen ſie noch Vieles mehr,
D'rauf kommt vom Dorf' die Mutter her,
Das Kindlein, ihr an's Herz gedrückt,
Das lacht, wie es die Heerd' erblickt.

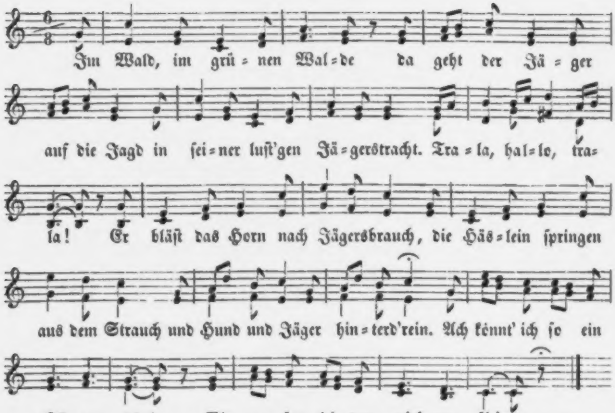
Doch als den Vater es gewahrt,
Da jauchzt es recht nach Kindesart
Und ſtreckt die Arme nach ihm aus,
Und alle geh'n vergnügt nach Haus.

Dort eſſen ſie ihr Abendbrod
Und denken nicht an Sorg' und Noth,
Und danken Gott und geh'n zur Ruh
Und ſchlafen ſüß dem Morgen zu.

J.i.
I.i.J.
Jäger.

Ji Ii Ji

Jäger.



Im Wald, im grünen Walde,
Da geht der Jäger auf die Jagd
In ſeiner luſt'gen Jägerstracht.
Trala, hallo, trala.

Er bläst das Horn nach Jägersbrauch,
Die Häslein springen aus dem Strauch,
Und Hund und Jäger hinterdrein.
Ach könnt' ich so ein Jäger sein! —
Bin aber noch viel zu klein.

Im Wald, im grünen Walde,
Da ist's so kühl und frisch und grün,
Da sind wohl tausend Hirsche d'rin,
Trala, hallo, trala!
Die schießt der Jäger, daß es knallt,
Von Thal und Bergen wiederhallt,
Und all' die Hirsche, die sind sein;
Ich aber darf nicht mit hinein,
Ich bin noch viel zu klein.

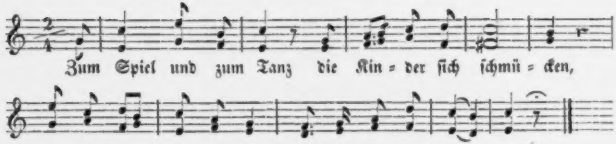
Im Garten, ja, im Garten,
Da jag' und spring' ich frei umher,
Als ob ich schon ein Jäger wär',
Trala, hallo, trala!
Und was von Kindern kommt herein,
Die müssen Hirsch und Hasen sein.
Doch bin ich groß und nicht mehr klein,
Dann laß ich Garten Garten sein
Und jag' in den Wald hinein!

Anmerkung. Für den Gesang ist der Schluß der Verse in folgender Weise zu ändern:
1. Vers: „Bin aber leider viel zu klein!"
2. Vers: „Ich bin noch viel, noch viel zu klein."
3. Vers: „Und jage in den Wald hinein."

K. K.
k. k.
Kinder. Kranz. Katze.

K k K k K k

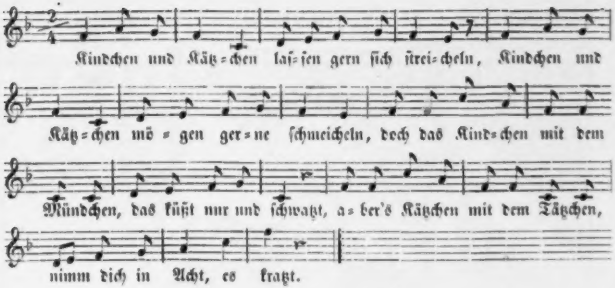
Kinderliedchen.



Zum Spiel und zum Tanz
Die Kinder ſich ſchmücken,
Winden Blumen zum Kranz,
So will es ſich ſchicken.

Thut's Blümlein im Kranz
Sich biegen und ranken,
Muß das Kindlein beim Tanz
Fügen ſich, nicht zanken.

Kindchen und Kätzchen.



Kindchen und Kätzchen
Laſſen gern ſich ſtreicheln,
Kindchen und Kätzchen
Mögen gerne ſchmeicheln.

Doch das Kindchen mit dem Mündchen,
Das küßt nur und ſchwatzt,
Aber's Kätzchen mit dem Tätzchen
Nimm dich in Acht, es kratzt!

Lamm
Ll

Lili

Lamm.

Zum Lamm ſpricht ſeine Mutter bang':
„Kind, geh' nicht an den Felſenhang!"
Das Lamm denkt aber ſtill für ſich:
„Wie iſt die Mutter wunderlich,
Die ſchönſten Blumen ſteh'n ja dort,
Die hol' ich mir nur eben fort." —
Doch wie es d'rauf die Blumen pflückt
Und in den tiefen Abgrund blickt,
Erſchrickt es, gleitet von dem Rand,
Und ſtürzt hinab die Felſenwand.

Da lag es nun im tiefen Grund,
Im Herzen weh, an Gliedern wund,
In Diſteln und in Dorngehegen
Und konnt' nicht rühren ſich, noch regen. —
Die Sonne ſank, es kam die Nacht,
Kein Auge hat es zugemacht,
Stets dacht' es an ſein Mütterlein,
Wie das ſo traurig würde ſein,

Auch an die Brüder allzumal
Und an den ſchönen warmen Stall,
Und ſprach: „S'iſt Alles meine Schuld,
D'rum muß ich's tragen in Geduld.“
So litt es Hunger, Froſt und Sorgen,
Bis daß erſchien der lichte Morgen;
Da iſt der gute Hirt gekommen
Und hat ſein Rufen bald vernommen;
Von Dornen und von Herzeleid
Hat er das arme Lamm befreit,
Und hat's der Mutter heimgebracht,
Der ſo viel Kummer es gemacht.

* * *

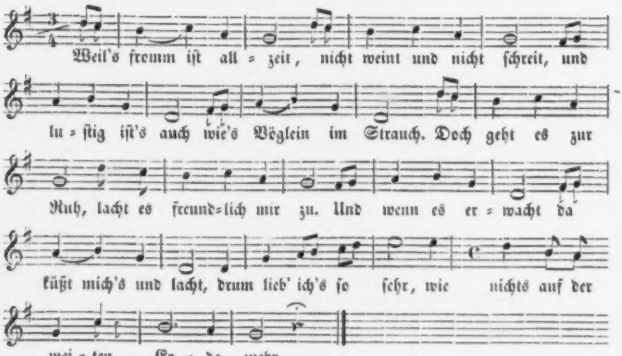
O Kindlein, bitt' den lieben Gott,
Daß er, gerächſt du einſt in Noth,
Auch dir den guten Hirten ſende,
Der alles Leiden von dir wende.

M m
M m
Müffer.

M m M m M m

M u t t e r.

Mütterlein ſprich,
Warum liebſt du dein Kindlein doch ſo inniglich?
Aber die Mutter ſpricht:
„Das weißt du nicht? —



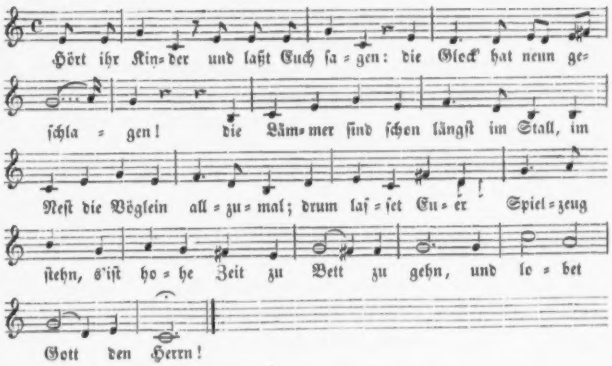
Mütterlein, ſprich,
Warum liebſt du dein Kindlein doch ſo inniglich?
Aber die Mutter ſpricht:
„Das weißt du nicht? —
„Weil's fromm iſt all'zeit,
„Nicht weint und nicht ſchreit.
„Und luſtig iſt's auch
„Wie's Vöglein im Strauch.
„Doch geht es zur Ruh',
„Lacht es freundlich mir zu.
„Und wenn es erwacht,
„Da küßt mich's und lacht.
„D'rum lieb ich's ſo ſehr,
„Wie nichts auf der weiten Erde mehr."

Kindlein, o ſprich:
Warum liebſt du dein Mütterlein doch ſo inniglich?
Und das Kindlein ſpricht:
„Das weißt du nicht? —
„Weil's mich hegt und pflegt,
„Auf den Armen mich trägt,
„Wacht, wenn ich bin krank,
„Giebt mir Speiſ' und Trank,
„Giebt mir Kleider und Schuh'
„Und viel Küſſe dazu,
„Und iſt mir ſo gut
„Wie's kein Andrer thut.
„D'rum lieb' ich's ſo ſehr,
„Kann gar nicht ſagen, wie ſehr, wie ſehr!"

U. u.
N. n.
Nachtwächter

Nn Nn Nn

Nachtwächter.



Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat neun geſchlagen!
Die Lämmer ſind ſchon längſt im Stall,
Im Neſt die Vöglein allzumal;
D'rum laſſet euer Spielzeug ſteh'n,
S'iſt hohe Zeit zu Bett zu geh'n,
Und lobet Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat zehn geſchlagen!
Die Lämmer ſchliefen ruhig ein,
Sie können ohne Sorge ſein:
Im Hofe wacht der treue Hund,
Der macht um ihren Stall die Rund',
Läßt keinen Wolf hinein.

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat elf geſchlagen!
Gar lieblich iſt der Vöglein Ruh',
Ihr Mütterlein, es deckt ſie zu
Mit beiden Flügeln früh und ſpät,
Wenn kalt die Nacht um's Neſtchen weht.
Das liebe Mütterlein!

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat zwölf geſchlagen!
Auch eure Eltern ruhen beid'
Im Bette ſchon ſeit langer Zeit;
Doch ſchlafen ſie nicht alſogleich,
Sie ſorgen treulich noch für euch.
Ihr ſchlaft und hört es nicht!

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat eins geſchlagen!
So viele Kinder auf der Welt,
So viele Stern' am Himmelszelt,
So viele Engel im Himmelsraum,
Die bringen euch manch' ſchönen Traum
Von oben mit herab.

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat zwei geſchlagen!
Und mit dem blanken Sternenheer
Kam auch der liebe Mond daher
Und ſteckte ſein Laternchen an,
Doch ſchlich ſich wo ein Dieb heran,
Den jagt er ſchnell davon.

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat drei geſchlagen!
Und bleibt der Mond einmal zu Haus'
Und ſagt: „Nun ſchlaf' ich auch 'mal aus."
Da bin ich hier, der euch bewacht,
Laut blaſ' ich durch die ſtille Nacht
Und lobe Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat vier geſchlagen!
Was hilft doch aller Menſchen Macht,
Wenn Gott der Herr ſie nicht bewacht?
Vor Krankheit und viel andrer Pein
Bewahrt nur einzig er allein,
D'rum lobet Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glock' hat fünf geſchlagen!
Horcht auf, es krähet ſchon der Hahn
Und ruft: „Erwacht, der Tag bricht an!"
Die Lerch' iſt längſt zum Neſt heraus,
Der Wächter aber geht nach Haus
Und Alles lobt den Herrn!

Obst

Do Oo Co

Das Obſtbäumchen und der Ochſe.

Nach langer Regenzeit war wieder einmal ein ſchöner Tag; die Sonne ſchien und die Vögel ſangen. Da kamen drei Kinder, der Hans, der Franz und die Lisbeth hinausgeſprungen in den Obſtgarten, um dort zu ſpielen; Hans mit ſeiner Armbruſt, Franz mit ſeiner Peitſche und Lisbeth mit ihrer alten lieben Puppe, an der aber ſchon der eine Arm fehlte. In dem Garten vergaßen ſie bald ihr Spiel, denn dort gab es viel wichtigere Dinge zu thun. Die Früchte auf den Obſtbäumen waren in der letzten Zeit reif geworden und eben war der Vater mit ſeinen Leuten damit beſchäftigt, die Aepfel, Birnen und Pflaumen von den Zweigen zu ſchütteln. Das war nun ein rechter Jubel für die Kinder, denn auch ſie mußten das abgeſchüttelte Obſt aufleſen und in Körbe tragen, und daß dabei auch tüchtig geſchmauſt und gelacht wurde, kann man ſich denken.

Alle übrigen Bäume des Gartens gaben auch willig ihr Obſt her, nur ein junges Bäumchen ſtand ganz abgeſondert am Ende des Gartens, das war eigenſinnig und geizig und dachte in ſeinem Sinne: „Ich ſehe nicht ein, warum ich meine Aepfel hergeben ſoll; die will ich für mich behalten und ſollten ſie mir auch an den Zweigen vertrocknen.“ Und grade dieſes Bäumchen gehörte den drei Kindern.

Nachdem nun dieſe eine Weile bei dem Schütteln der andern Bäume tüchtig geholfen hatten, fiel es ihnen ein, auch einmal nach ihrem Bäumchen zu

ſehen; ſie liefen daher um die Wette zu ihm hin. Siehe, da hingen ganz oben in ſeinem Gipfel die ſchönſten Aepfelchen, die hatten ſo friſche rothe Bäckchen, wie die Kinder ſelber.

Da faßten ſich die drei Kinder an die Hand, tanzten im Kreiſe um's Bäumchen herum und ſangen:

Bäumchen, Bäumchen wir bitten ſehr,
Gieb uns Deine Aepfelchen her!
Und willſt Du Dich nicht ſchütteln,
So werden wir Dich rütteln!"

Aber das Bäumchen ſtand ganz ſtill und ſchüttelte nur ein ganz klein wenig die Zweige, doch nicht um die Aepfel herzugeben, ſondern weil es damit ſagen wollte: „Die geb' ich euch nicht her!" Die Kinder faßten alſo das Bäumchen um den Stamm und rüttelten tüchtig d'ran herum. Aber auch das half nichts, denn das Bäumchen blieb bei ſeinem Sinn und dachte: „Rüttelt ihr nur immer zu, ich werde meine Aepfelchen ſchon feſthalten."

Als die Kinder ſahen, daß ſie ſo nichts ausrichteten, gedachten ſie's einmal auf eine andere Weiſe anzufangen: „Warte," ſprach Hans, „dich will ich ſchon bekommen: Pfeilchen, hol' mir ein Aepfelchen her!" und damit nahm er die Armbruſt und ſchoß ſeinen Pfeil gegen den einen Apfel in den Baum hinauf. Aber das Aepfelchen kam nicht und der Pfeil kam auch nicht herunter, denn das Bäumchen hielt ihn mit ſeinen Zweigen feſt. Da ſtand nun der Hans, wußte nicht, was er ſagen ſollte und ſah traurig nach ſeinem Pfeil herauf.

Da ſprach Lisbeth: „Warte! dich wollen wir ſchon bekommen! Puppe hol' mir das Pfeilchen her," und damit nahm ſie die alte Puppe an ihrem einen Arm und warf ſie gegen den Pfeil in den Baum hinein. — Aber das Aepfelchen kam nicht, der Pfeil kam nicht und die Puppe kam auch nicht, denn auch die hielt das Bäumchen mit ſeinen Zweigen feſt. Und da ſtand nun auch Lisbeth und ſah traurig nach ihrer Puppe herauf.

Endlich rief Franz: „Warte, dich wollen wir schon bekommen! Peitsche hol' mir die Puppe her!" Und damit warf er die Peitsche der Puppe nach. Aber das Aepfelchen kam nicht, der Pfeil kam nicht, die Puppe kam nicht und auch die Peitsche blieb oben, denn das Bäumchen hielt Alles fest.

Darüber wurden die Kinder sehr ärgerlich und fingen von Neuem an, das Bäumchen zu rütteln und diesmal noch viel stärker als früher, so daß ihnen der Schweiß von der Stirne lief. Darüber wurde aber auch das Bäumchen zornig und da grade hinter der Hecke ein großer Ochse weidete, rief es dem zu:

„Du Ochslein auf der Weide dort,
Komm, jag' mir doch die Kinderchen fort!
Und thust du den Gefallen mir,
Geb' ich die schönsten Blättchen dir."

Wie der Ochse das hörte, nahm er sogleich den Kopf zwischen die Beine, streckte die Hörner vor sich her und lief, ohne sich rechts oder links umzusehen, grade auf die Kinder an. Glücklicherweise sahen die ihn aber schon von weitem daherkommen, ließen das Bäumchen los und sprangen mit lautem Schreien hinter den Zaun. Aber der Ochse war einmal in's Laufen gekommen, daß er nicht mehr anhalten konnte und lief so gewaltig mit den Hörnern gegen das Bäumchen, daß er es um und um stieß. Da lag es nun mit allen seinen Aepfelchen, mit dem Pfeil, mit der Puppe und mit der Peitsche — und war mausetod.

Als der Ochse sah, was er angerichtet, blieb er stehen und sah sich um. Erst machte er ein recht dummes Gesicht dazu, so dumm, wie nur ein ganz dummer Ochse es machen kann, dann aber fing er ruhig an, von den Blättern des Bäumchens zu schmausen. Aber das ging nicht so, wie er's wohl dachte, denn der Vater der drei Kinder kam hinzu und band ihn wieder an denselben Fleck an, wo er früher gestanden. Nun krochen auch Hans, Franz und Lisbeth hinter ihrem Zaune hervor und jammerten recht, wie sie sahen, was der Ochse gethan hatte. Als ihnen aber der Vater einen viel schöneren Apfelbaum versprach, wurden sie wieder fröhlich und guter Dinge, pflückten sich ihre Aepfelchen, nahmen

ihr Spielzeug aus den Zweigen, ſangen und ſprangen, und ſchoſſen und ſpielten, daß es eine Luſt war.

Das todte Bäumchen ward darauf in die Küche gebracht, in Stücke zerhackt und mußte nun mit ſeinem Holze den Kindern noch obenein eine Suppe kochen.

Hätt' es hübſch die Aepfelchen hergegeben, ſo ſtänd's noch da und ihr Alle hätter's auch ſehen können. Das aber iſt jetzt vorbei, d'rum ſeht es Euch nur wenigſtens im Bilde da vorn recht ordentlich an.

Pp Pp Pp

Pfennig.

In dem Münzhause, wo die Goldstücke, die Thaler und die Groschen gemacht werden, war eben ein Dukaten und ein Pfennig fertig geworden. Die lagen nun beide blank und sauber auf dem Tische dicht nebeneinander und der helle Sonnenschein flimmerte recht darauf herum.

Da sprach der Dukaten zum Pfennig: „Du Lump! geh' fort von mir! Du bist ja nur von gemeinem Kupfer gemacht und nicht werth, daß dich die Sonne bescheint. Bald wirst du schmutzig und schwarz auf der Erde daliegen und kein Mensch dich aufheben wollen. Ich dagegen bin von köstlichem Golde. Daher werde ich weit in die Welt hinausreisen zu großen Herren und Fürsten, werde große Thaten thun und wohl zuletzt noch einmal in die Krone des Kaisers kommen."

In derselben Münzstube lag auf der Ofenbank ein alter weiser Kater. Wie der das hörte, strich er sich bedächtig den Bart, legte sich auf die andre Seite und sprach dabei: „Umgekehrt ist auch was werth."

Und so geschah denn auch den beiden Geldstücken grade das Umgekehrte von dem, was der Dukaten gesprochen.

Dieser kam zu einem alten reichen Geizhals, der verwahrte ihn in seinem Geldkasten, wo er müßig und faul bei Andern seines Gleichen dalag. Doch als

P. P.
P. P.
1
PFENNIG
1843
Pilger
Pfennig

der Geizhals merkte, daß er selbst bald sterben werde, vergrub er alle sein Geld vorher in die Erde, damit kein Mensch es bekäme, und da liegt nun auch der stolze Dukaten noch bis auf diese Stunde, ist schwarz und schmutzig geworden und kein Mensch wird ihn jemals aufheben.

Der Pfennig dagegen sollte weit in der Welt herumreisen und zu hohen Ehren kommen und das geschah also:

Zuerst bekam ihn der arme Münzbursche als Lohn, der brachte ihn nach Hause, und weil sein kleines Schwesterchen an dem blanken Stück große Freude hatte, schenkte er ihm den Pfennig.

Das Kind sprang damit in den Garten, um ihn der Mutter zu zeigen. Da hinkte ein alter kranker Bettler heran, der bat um ein Stückchen Brod. „Ich hab' keins," sprach das Mädchen. — „So gieb mir einen Pfennig, daß ich mir ein Brod dafür kaufen mag," sagte der Bettler. — Und das Kind gab ihm den Pfennig.

Der Bettler hinkte zum Bäcker. Wie er eben beim Laden stand, kam ein alter Bekannter als Pilger gekleidet, mit Mantel, Stab und Tasche die Straße daher und gab den Kindern, die an dem Bäckerladen standen, schöne Bilder von heiligen und frommen Männern, wofür die Kinder Geld in die Büchse warfen, die er in der Hand hielt. Der Bettler fragte: „Wohin geht die Reise?"

Der Pilger sprach: „Viele hundert Meilen weit nach der Stadt Jerusalem, wo das liebe Christkindlein gewandelt und gestorben. Dort will ich an seinem Grabe beten und meinen Bruder loskaufen, der von den Türken gefangen ist. Dazu sammle ich erst noch Geld in dieser Büchse."

„So nimm auch mein Scherflein dazu," sprach der Bettler, gab dem Pilger den Pfennig und wollte hungrig wie er gekommen auch wieder weggehen, aber der Bäcker, der Alles mit angesehen, schenkte dem armen Manne das Brod, das er hatte kaufen wollen.

Nun wandelte der Pilger durch viele Länder und fuhr zu Schiff weit über's

Meer zur großen Stadt Jerusalem. Als er dort angekommen war, betete er zuerst an dem Grabe des Christkindleins und ging dann zu dem türkischen Sultan, der seinen armen Bruder gefangen hielt. Er bot dem Türken eine große Summe Geldes, wenn er den Gefangenen freigäbe. Der aber wollte noch viel mehr haben. Der Pilger sprach: „Dann kann ich Dir weiter nichts mehr anbieten, als diesen Kupferpfennig, den mir ein armer hungriger Bettler aus Barmherzigkeit gegeben hat. So sei auch Du barmherzig wie er und das Kupferstück wird es Dir vergelten.“ Da erbarmte sich der Sultan, gab den Gefangenen frei und empfing von dem Pilger den Pfennig.

Der Sultan steckte das Kupferstück in seine Tasche. Nach einiger Zeit aber dachte er nicht mehr daran. Da geschah es, daß der Kaiser nach der Stadt Jerusalem kam und mit dem Sultane Krieg führte. Dieser schlug sich tapfer herum und ward auch nie verwundet. Einmal aber wurde ein Pfeil grade auf seine Brust abgeschossen, der traf ihn zwar, prallte aber von seinem Kleide ab, ohne ihn zu verletzen. Der Sultan wunderte sich darüber und als man nach der Schlacht das Kleid untersuchte, fand man in der Tasche den Kupferpfennig, an dem war der Pfeil abgeprallt. Da hielt der Türke den Pfennig hoch in Ehren und ließ ihn mit einem goldnen Kettchen oben an seinen krummen Säbel befestigen. Später aber ward der Sultan selbst vom Kaiser gefangen genommen und mußte diesem seinen Säbel abgeben. So kam mit dem Säbel auch der Pfennig an den Kaiser.

Wie dieser einmal bei Tische saß und eben einen Becher voll Wein in der Hand hielt, sagte die Kaiserin, sie möchte auch gern einmal den türkischen Säbel sehen. Der ward herbeigebracht und als der Kaiser ihn seiner Gemahlin zeigte, fiel der Pfennig davon herunter und gerade in den Becher voll Wein. Der Kaiser hatte es wohl bemerkt und nahm daher, ehe er den Becher an den Mund setzte, den Pfennig heraus. Wie er ihn aber näher besah, war der Pfennig ganz grün geworden. Daran erkannten Alle, daß Gift in dem Weine wäre. Ein böser Kammerdiener hatte dieses hineingemischt, um den Kaiser zu tödten. Der Kammerdiener wurde daher zum Tode verurtheilt, doch den Pfennig ließ der Kaiser in seine Krone setzen.

So hat der Pfennig ein Kind erfreut, einem Bettler Brod verſchafft, einen Gefangenen erlöſt, einen Sultan vor Wunden geſchützt und einem Kaiſer das Leben gerettet. Dafür ward er auch in die Kaiſerkrone geſetzt und iſt gewiß noch jetzt darin. Wenn man die Krone nur zu ſehen bekäme!

Qq Qq Qq

Quackſalber.

(Mel. Ich bin der Doctor Eiſenbart ꝛc.)

Ich bin der Doctor Quapp genannt,
Als Wunderdoctor weit bekannt;
Zumal die lieben Kindlein zart
Curir ich auf beſondre Art.

Hält ſich ein Mägdlein ſchief und krumm,
Iſt wo ein Büblein ſtörrig, dumm:
Bringt ſie zu mir, ihr lieben Leut'!
Ich mach' ſie grade und geſcheidt.

Iſt wo ein Mägdlein naſeweis
Und ſpricht, wovon es gar nichts weiß,
Die Salbe hier von dunkelm Harz
Macht ihm ſein Näschen rabenſchwarz.

Das ſteckt es dann gewißlich nicht
In Dinge, die ein Andrer ſpricht,
Und bleibt in ſeiner Stube fein
Bis daß es wird curiret ſein.

Dr Quapf
aus
Quirlequatsch
Quacksalber
Q. q.
Q. q.

Ein Büblein, das nicht ſitzen kann,
Schraub' ich an Tiſch und Bänken an,
Da ſitzt es feſt, bis daß ich ſeh,
Daß es gelernt das A-B-C.

Hat Eines einen harten Kopf,
Den thu' ich hier in dieſen Topf
Und ſied' und koch' ihn butterweich,
Dann folgt es ſeinen Eltern gleich.

Ein Kind, das andre Kinder ſchlägt,
Dem wird ſein Händchen abgeſägt,
D'rauf ſetz' ich ihm ein andres an,
Das ſtreicheln nur und herzen kann.

So heil' ich alle Kindlein zart
Nach meiner ganz beſondern Art.
D'rum kommt ihr Kinder, kommt heran,
Daß euch curirt der Wundermann!

Rr Rr Rr

Ritter.

Ein alter Ritter hatte ein Töchterlein mit Namen Gertrud und weil sein Bruder gestorben war, so nahm er auch dessen Söhnlein, Namens Walther, zu sich in's Schloß und hielt diesen wie seinen eigenen Sohn. Die beiden Kinder lebten als wären sie Bruder und Schwester, spielten wo sie nur konnten mit einander und waren ein Herz und eine Seele. Als aber Gertrud eines Tages allein vor das Burgthor hinausging, um Blumen zu pflücken, kamen Zigeuner die Landstraße daher, stahlen das Kind und nahmen es mit sich fort. Keiner wußte, wo es geblieben. Darüber grämte sich Gertruds alter Vater so, daß er starb und auch Walther weinte viel Tage und viel Nächte um seine Gertrud.

Als einmal ein warmer Frühlingstag kam und die Bäume zu knospen begannen, ging er hinaus in den Wald. Dort war ein schöner grüner Platz und unter den Bäumen sprudelte eine Quelle. An der hatte er oft mit Gertrud gesessen und kleine Schifflein von Nußschaalen darauf treiben lassen. Auch jetzt setzte er sich daran hin, schnitt sich einen Haselstock für sein Steckenpferd und sprach dabei für sich: „Ach wär' ich doch ein Ritter, groß und stattlich, wie die, die immer zu meinem Oheim auf's Schloß kamen, da wollt' ich in die weite Welt reiten und Gertrud suchen.“ Indem hörte er neben sich etwas schreien und wie er aufschaute, sah er einen Raben, der war zwischen zwei Baumstämmen so eingeklemmt, daß er sich nicht rühren konnte, und eine Schlange fuhr eben auf ihn

Ritter
Rols
Kr.Kr.

los, um ihn zu freſſen. Raſch nahm Walther ſeinen Stock, ſchlug die Schlange todt und befreite den Raben. Der aber flog auf einen Baum und ſprach: „Schön Dank, liebes Kind! Schön Dank! Weil du mir das Leben gerettet, ſo wünſche dir etwas und es ſoll ſogleich geſchehen. Ueber's Jahr um dieſe Zeit ſprechen wir uns dann wieder.“ —

Als Walther das hörte, merkte er wohl, der Rabe ſei ein Zaubervogel und ſprach freudig: „So möcht' ich ein Ritter ſein mit Helm und Schild, mit Roß und Schwerdt!“ Und wie er es gewünſcht, ſo geſchah es. Sogleich ward er ein großer, ſtattlicher Ritter, neben ihm ſtand ſein Schild; aus ſeinem Steckenpferde ward ein ſtolzes Roß, das wieherte luſtig in den Wald hinein und um ihm zu zeigen, daß es kein Geſpenſt, ſondern ein wirkliches Roß von Fleiſch und Bein ſei, hub es gleich an aus der Quelle zu trinken.

Walther wußte nicht, wie ihm geſchehen und ſtand erſt wie im Traume da. Bald aber fühlte er neues Leben in ſich, ſchwang ſich mit Jünglingsmuth auf ſein Roß und ritt weit in's Land hinaus, die kleine Gertrud zu ſuchen.

Unterwegs hatte er, wie andere Ritter, viele Abentheuer zu beſtehen. Immer gab es etwas zu kämpfen, bald mit wilden Thieren, bald mit andern Rittern, die wie er im Lande umherzogen und ſich freuten Jemand zu finden, mit dem ſie ſich ſchlagen könnten. Aber jedesmal blieb Walther Sieger, denn er war viel tapferer, wie alle ſeine Feinde.

Endlich erblickte er vor ſich auf einem Berge ein hohes Schloß, das gehörte einer Königin. Wie er auf dem Gipfel des Berges angekommen war, ſah er von weitem vor dem Schloßthore ein kleines Mägdlein ſitzen, das mit ſeiner Puppe ſpielte, und als er näher zuſah, war's die kleine Gertrud. Da gab er dem Pferde die Sporen und rief ſchon aus der Ferne: „Guten Tag, liebe Gertrud!“ — aber das Kind kannte ihn nicht. Er kam näher und ſprach: „Ich bin ja dein Vetter Walther!“ Aber das Kind glaubte ihm nicht. Und als er vom Roß ſprang, um es zu küſſen und ſein Harniſch, ſein Schwerdt und ſeine Sporen dabei raſſelten und klirrten, fürchtete ſich das Kind, der fremde Mann möchte ihm etwas zu Leide thun, und lief in's Schloß hinein.

Darüber ward Walther ſehr betrübt. Er ließ ſich aber doch bei der Königin

melden, die ihn auch sehr gnädig empfing. Er erzählte ihr Alles, wie es sich zugetragen und erfuhr auch von ihr, daß sie Gertrud von Zigeunern erkauft habe. Als er aber bat, sie möge ihm das Mädchen, als seine liebe Base, mitgeben, versprach sie es ihm nur unter der Bedingung, daß das Kind darein willige, denn auch sie hatte es von Herzen lieb gewonnen.

Darauf rief die Königin die kleine Gertrud herbei und sprach: „Sieh nur, das ist wirklich dein lieber Vetter, bist du ihm denn nicht mehr gut, und willst du nicht mit ihm ziehen?“ Das Kind besah sich den Ritter von oben bis unten und sprach darauf recht betrübt: „Wenn ihr Beide es sagt, daß das der Walther ist, so muß ich's wohl glauben. Ach, wäre er noch klein, wie vor einem Jahre, da würde ich mit ihm ziehen in die weite Welt, wohin er nur wollte, aber so wie er da ist, mag ich's nimmermehr. Was hülfe es mir auch? Wollte ich wie früher mit ihm Versteck spielen, da würde sein Harnisch glänzen und seine Sporen klingen und ich wüßte gleich wo er wäre. Wollt' ich mit ihm zur Schule geh'n, da würd' er doch nicht neben mir sitzen können auf dem kleinen Bänkchen und an dem kleinen Tischchen! — Und was könnt' ich armes Kind einem so stattlichen Ritter wohl helfen? Wollt' ich ihm eine Suppe kochen, so würde ich mir meine Händchen verbrennen, wollt' ich ihm ein Kleid sticken, so würd' ich mich in meine Fingerchen stechen und wollt' ich mit ihm um die Wette laufen, so lief ich mir meine Füßchen wund. Ja, wenn ich selbst ein Königsfräulein wäre, da wär's was andres.“

Walther fühlte wohl, daß Gertrud die Wahrheit gesprochen, nahm daher Abschied von Beiden, schwang sich auf's Roß und ritt davon. Und die Königin und Gertrud schauten ihm von der Zinne des Schlosses nach.

Kaum war er einige Schritte geritten, da rief von einem Baume eine Stimme herab: „Walther! Walther!“ und wie er hinaufschaute, war es der Rabe, der sprach zu ihm: „Ein Jahr ist um, seit du wünschtest ein Ritter zu sein. Hast du einen andern Wunsch, so sprich ihn aus und er soll dir gewährt werden, aber merke wohl, was du dir früher erbeten hast, damit ist's dann vorbei.“

Walther aber hörte die letzten Worte gar nicht mehr an, sondern fiel dem

Raben in's Wort, ſobald derſelbe nur geſagt, er ſolle ſich etwas erbitten. „So wünſch' ich denn," ſprach er, „daß Gertrud ein Königsfräulein wird!"

Aber indem er das ausgeſprochen, ward er ſelbſt auch wieder in ein Kind verwandelt und ſein Roß in ein Steckenpferd, wie es vor einem Jahre geweſen, und als er zur Zinne hinaufſchaute, ſtand neben der Königin ein wunderſchönes Königsfräulein, groß und ſchlank und prächtig, und das war ſeine Gertrud. Da ging der Knabe mit ſeinem Steckenpferde zur Schloßtreppe zurück und weinte bitterlich, aber die Königin fühlte Mitleid mit ihm, nahm ihn herein und ſuchte ihn zu tröſten.

Das war aber jetzt wieder ein rechtes Elend. So ſehr auch das Königsfräulein Gertrud und der Knabe Walther ſich liebten, ſie hatten doch wenig Freude dabei. Sprach Walther zu ihr: „Komm Gertrud, wir wollen über die Gräben ſpringen und um die Wette laufen!" ſo erwiederte ſie: „Ei bewahre, das ſchickt ſich für kein Königsfräulein, was würden die Leute dazu ſagen!" Sprach Walther zu ihr: „Komm laß uns Verſteck ſpielen," ſo rief Gertrud wieder: „Ei bewahre, das ſchickt ſich für kein Königsfräulein, da würde mir meine Schleppe an den Dornen hängen bleiben und mein Krönchen vom Kopfe fallen." — Sagte aber Gertrud zu Walther: „Geh hin und ſchieß mir ein Reh für die Tafel," ſo brachte ihr Walther wohl eine Maus, aber kein Reh; und kam nun gar ein wilder Stier oder ein böſer Hund auf ſie zu, ſo mußte Gertrud den Walther auf den Arm nehmen und mit ihm entfliehen, denn ſie war ja viel größer als er und lief daher auch viel ſchneller. Trotzdem blieb er im Schloß und die Königin gewann ihn von Herzen lieb.

Als wieder ein Jahr um war, ſaß Gertrud eines Morgens im Garten unter einem Baume und ſtickte, Walther aber ſpielte zu ihren Füßen. Da rief es wieder aus dem Baume: „Walther! Walther!" und als der Knabe aufſah, ſaß der Rabe auf einem Aſt und ſprach: „Nun kannſt du dir noch einmal etwas wünſchen und es ſoll dir gewährt ſein. Dies iſt aber das letzte Mal, daher bedenke dich wohl!" Da beſann ſich Walther nicht lange und ſprach: „So laß uns beide Kinder ſein unſer Lebelang!"

Und was er gewünſcht, geſchah alſobald, und beide waren wieder Kinder

wie zuvor. Darob waren sie von Herzen froh und spielten mit einander noch viel lieblicher, als es je geschehen und waren ein Herz und eine Seele.

Als aber wieder ein Jahr verflossen war und beide Kinder einmal im Garten saßen, Blumen pflückten und mit einander sangen, kam ein Engel vom Himmel herabgeflogen, nahm sie alle Beide auf seine Arme und trug sie hinauf in den himmlischen Paradiesgarten und da sitzen sie noch jetzt beisammen, pflücken die köstlichsten Blumen und singen so wunderschöne Lieder, daß selbst die lieben Engel sich darüber freuen.

S ſ S s S ſ

S a v o y a r d e.

Wenn man von hier wohl mehr als hundert Meilen weit reiſt, ſo kommt man in ein Land, das heißt Savoyen. Dort giebt es gewaltig hohe Berge mit dunklen Wäldern und blauen Seen, und auf den Bergen klettern luſtig die Gemſen umher, das ſind hübſche Thierchen, die theils wie Rehe, theils wie Ziegen ausſehen und ſchöne blanke Augen haben. In den Thälern zwiſchen dieſen Bergen wohnen gute, freundliche Leute; ſie ſind ſehr arm, daher müſſen ſie oft ſchon als Kinder aus ihrem Lande auswandern, um auf allerlei Weiſe in der Fremde ihr Geld zu verdienen. Zu dieſem Zwecke kaufen ſie ſich dann wohl einen Affen, eine Schildkröte, eine Drehorgel und dergleichen mehr, oder ſie fangen ſich auch weiße Mäuschen und Murmelthierchen, die richten ſie zu allerlei Kunſtſtücken ab, ziehen damit weit in der Welt umher und laſſen ſie für Geld ſehen. So verdienen ſie ſich auf der Reiſe ihr Brod, bis ſie in eine große Stadt kommen. Auch dort zeigen ſie anfangs ihre Raritäten vor, ſuchen ſich dann aber ſpäter häufig durch Stiefelputzen auf den Straßen ihr Brod zu erwerben. Meiſtentheils ſind dieſe Leute ſehr ſparſam und ſammeln ſich von dem wenigen Gelde, was ſie empfangen, ſo viel, daß ſie nach wenigen Jahren wieder zurückwandern können und ihren armen Eltern oft noch manchen Thaler mitbringen.

1.

Vor längerer Zeit lebte in jenem Lande eine arme Frau mit Namen Magdalena. Ihr Mann war geſtorben und hatte ihr nichts zurückgelaſſen als zwei Kinder, Nicola und Betta, und außerdem einen Affen, mit dem er ſelbſt in den letzten Jahren umhergewandert war. Die Frau arbeitete wie es ihr nur möglich war, konnte aber doch nicht ſo viel verdienen, daß ſie und ihre Kinder ſich ſatt eſſen mochten. Das ward immer ſchlimmer, je größer die Beiden wurden, denn mit ihnen wuchs auch ihr Magen, und mit dem Magen ihr Appetit. Die Schule kannten die armen Kinder nur von außen, waren aber nie hineingekommen, denn erſtlich koſtete der Schulbeſuch Geld, dann aber mußten ſie auch noch den ganzen Tag der Mutter bei der Arbeit helfen.

Nun traf es ſich, daß zwei Vettern der Frau Magdalena, Peppo und Checco, auf die Wanderſchaft nach der großen Stadt Paris gehen wollten; Peppo mit einer Drehorgel und Checco mit einem Murmelthier. Sie kamen alſo zu ihr und ſprachen: „Liebe Frau Baſe, was hilft euch doch das Hungern? Wenn ihr ſo fort arbeitet, ſo werdet ihr krank. Euer Nicola iſt nun ſchon zehn Jahre alt, der kann mit ſeinem Affen da ſich ſelbſt ſein Geld verdienen gehn. Laßt ihn daher mit uns wandern, wir wollen redlich für ihn Sorge tragen.“

Wie Frau Magdalena ſolche Worte hörte, erſchrak ſie zuerſt gar ſehr bei dem Gedanken, ſich von ihrem lieben Sohne zu trennen, und wollte gar nicht darauf eingehen. Nach reiflicherer Ueberlegung aber fühlte ſie wohl, daß es ſo am Beſten ſei und willigte endlich ein.

Die Stunde der Abreiſe kam heran. Frau Magdalena küßte ihren Sohn noch recht von Herzen, gab ihm ihren Segen und ſprach: „Gott geleite dich, mein liebes Kind! Bleibe gut und fromm! Du wirſt trübe Tage auf deiner Reiſe erleben, dann verzage aber nicht, der liebe Gott wird ſie dir zum Guten wenden; denn was er ſendet, iſt lauter Segen. Wie es dir aber auch gehen mag, denke ſtets an deine Mutter, die dich auf allen Wegen in Gedanken begleitet!“

Bei dieſer Rede konnte Nicola kein Wort vor Traurigkeit ſprechen; er faltete die Hände und die Thränen liefen ihm von den Backen herab.

S. ſ. s.
S. ſ. s.
Sauoyard
Seugen

Auch die kleine Schweſter wollte den Bruder gar nicht fortlaſſen. Sie klammerte ſich feſt an ihn an und bat nur immer: „Ach bleib hier, bleib hier, Nicola!“

Wem aber der Abſchied ſtatt Leid nur Freude brachte, das war Pazetto, der Affe; denn Betta hatte ihm zu guter letzt den ſchönſten Apfel geſchenkt und den verzehrte er jetzt mit großem Appetit.

Unterdeß hatten draußen die Vettern ſchon lange gewartet. „Nicola!“ riefen ſie, „vorwärts! vorwärts! Es wird ſonſt zu heiß zum marſchieren!“ — Da fiel der Knabe ſeiner Mutter noch einmal um den Hals, nahm dann den Affen auf die Schulter, ſeinen Käfig auf den Rücken und wanderte fort nach der großen Stadt Paris.

Im Anfange kam ihm das Wandern recht ſauer an. Die Hitze war groß und die Wege waren lang. Kieſel- und Feldſteine gab's am Wege genug, aber keine Braten und Kuchen, und an den Bäumen hingen auch grade keine Weinflaſchen. Allmählig aber ward ihm das Wandern immer leichter, denn an hartes Leben war er auch zu Hauſe ſchon gewohnt geweſen; und im Ganzen war's ja auch gar herrlich, ſo mit den Vögeln und Wolken luſtig über Berg und Thal zu ziehen.

Mittags pflegten die drei Savoyarden gewöhnlich unter dem Schatten eines Baumes, oder an einer friſchen Quelle Ruhe zu halten, und wenn dann die Mücken ſummten und die Magen brummten, holten ſie ihr Schwarzbrod hervor, oder, wenn's hoch kam, ein Stück Käſe, das ſie im letzten Dorf bekommen hatten, und ſchmauſten, daß es eine wahre Luſt war, und auch das klare Waſſer aus dem Bache ſchmeckte ihnen köſtlich, denn das Wandern macht Durſt. Der Affe aber und das Murmelthier durften ſich nun gar nicht beklagen, die wurden ja obenein wie große Herren getragen und bekamen wahrlich nicht die ſchlechteſten Biſſen. Lieber hätten die armen Jungen gehungert, als daß ſie den Thieren, von denen ſie ſich ernährten, nicht reichlich zu freſſen gegeben hätten.

War dann endlich das Mahl in die Speiſekammer getragen, das heißt in die fünf Mägen ſpaziert, ſo trieben die Knaben gern noch ein wenig Kurzweil. Peppo ſpielte ſeine Drehorgel, Pazetto, der Affe, ſprang dem Nicola auf den

Kopf und kratzte ihn zum Zeitvertreib, obgleich es ihn oft gar nicht juckte, Checco aber tanzte mit seinem Murmelthierchen um die Wette und sang dazu:

„Murmelthier und Savoyard
Sind ein Pärchen ganz appart,
Tanzen Beide Menuett,
Tanzen Beide wundernett.
Savoyarde läuft,
Murmelthierchen hinkt,
Murmelthierchen pfeift,
Savoyarde singt:
Hopsa, hopsa, Juhaju,
Kommt ihr Leut' und schaut uns zu!" —

Waren nun grade keine Leute auf der Landstraße, so gab es doch meist Vögel im Baume, und die mögen sich auch wohl am Ende über die lustige Gesellschaft gefreut haben.

Abends aber, wenn die Bauern von den Feldern heimkamen, da kehrten die drei Knaben gewöhnlich in den Dörfern ein. Auch dort sangen sie dann wieder dasselbe Liedchen und nun kamen wirklich die Leute, Alt und Jung und ließen sich etwas vorspielen, vortanzen und vorsingen. Den meisten Spaß machte ihnen der Affe in seinem rothen Jäckchen. Er konnte aber auch die wunderlichsten Gesichter schneiden und war entsetzlich gefräßig. Da gaben sie ihm oft gute Bissen, zuweilen wickelte auch wohl ein lustiger Junge einen Stein in Papier und reichte es ihm hin. Das nahm Pazzetto mit seinen langen schwarzen Fingern behutsam ihm aus der Hand, machte eine sehr wichtige Miene, besah es hin und her, berоch es hin und her und wickelte endlich mit Zähnen und Fingern ganz sorgfältig das Papier auf, als ob etwas sehr Köstliches darin sein müsse. Fand er dann endlich den Stein, so ward er böse und warf ihn ärgerlich dem Jungen, der ihn gefoppt, an den Kopf, daß die Bauern laut auflachten und die Kinder ringsum noch viel mehr. —

2.

Auf ſolche Weiſe zogen die drei Savoyarden Monate lang durch's Land. Bald gab es Regen, bald Sonnenſchein, bald trafen ſie freundliche Geſichter und offne Hände, bald mürriſche Leute und verſchloſſene Thüren und Beutel, oft wurden ſie gar noch mit Schimpfworten fortgewieſen. Heute ſchliefen ſie auf der Ofenbank, morgen auf Stroh und übermorgen wohl auf Gottes grüner Erde. Mochte es ihnen zuweilen aber noch ſo ſchlimm ergehen, Nicola verzagte nicht, denn er dachte viel an die Abſchiedsworte ſeiner Mutter. Endlich ſahen ſie an einem ſchönen Sommerabend die große Stadt Paris in der Ferne mit ihren vielen Thürmen und Paläſten und Kirchen vor ſich liegen.

Weil es ſehr warm und doch noch weit von der Stadt entfernt war, machten ſie wieder bei einem Brunnen am Wege Halt und trieben wie gewöhnlich ihre Kurzweil. Wie ſie da ſaßen, kam auf einmal eine prächtige Staatskutſche die Straße daher gefahren, davor vier wilde Rappen, auf dem Bocke ein Kutſcher mit einem dreieckigen Hute und hinten darauf zwei Bediente mit goldenen Treſſen über und über bedeckt.

Aus dem Fenſter der Kutſche ſah eine ſchöne Dame heraus, die hatte ein kleines Mädchen auf dem Schooß, das Mädchen aber ſpielte mit einer Apfelſine.

Als die Dame die Knaben mit ihren Thierchen bemerkt hatte, befahl ſie dem Kutſcher zu halten, denn ſie wollte dem Kinde gern eine Freude machen und ihm den Affen zeigen. Die wilden Pferde wollten erſt gar nicht ſtehn, ſo muthig waren ſie, und erſt nach vielem Peitſchen bekam ſie der Kutſcher zur Ruhe. „Du kleiner Savoyard," rief nun die Dame dem Nicola zu, „komm, zeig einmal meiner Tochter dein Aeffchen!" — Raſch ſprang Nicola mit ſeinem Pazetto auf den Kutſchenſchlag und zeigte das Thier. Der Affe war heute ganz beſonders hungrig. Wie er die Apfelſine ſieht, ſpringt er mit einem Satz in den Wagen und der Dame auf den Schooß; die Dame ſchreit, das Kind ſchreit, die Bedienten ſchreien, Nicola ſchreit, die Pferde aber werden wild, reißen den Wagen hin und her, Nicola ſtürzt vom Kutſchenſchlag, ſeine Vettern wollen die Pferde

halten, die werden aber noch immer wilder und rennen mit dem Wagen, mit der Dame und mit dem Affen davon, daß der Staub nur so zum Himmel aufwirbelt.

Da lag nun der arme Junge mit einem großen Loch im Kopfe an der Erde. Die Vettern huben ihn auf, wuschen ihm die Wunde, verbanden ihn und so zogen alle matt und traurig in die Stadt Paris ein. Die Wunde schmerzte den Knaben nicht wenig, aber der Verlust seines Affen noch viel mehr.

3.

Die erste Zeit ging es dem Nicola recht schlimm unter all den vielen fremden Leuten. Die waren nicht so freundlich wie die Savoyarden daheim zwischen den schönen Bergen. Auch lernte er manche schlechte Menschen kennen, die wollten ihn zum Stehlen verführen, aber Nicola dachte an die Abschiedsworte seiner Mutter, blieb gut und brav und verzagte nicht. Seine Vettern borgten ihm Geld, dafür kaufte er sich Schuhwichse, Bürsten und einen Kasten dazu, putzte fleißig den Herren auf der Straße die Stiefeln und nach einem Monate war er wieder gesund, lustig und guter Dinge.

Nun hatte er gewöhnlich seinen Stand vor einem Kaffeehause auf einem großen freien Gartenplatze. An demselben Orte standen auch viele Buden, worin es allerlei Schönes und Seltsames zu sehen gab. Da waren Kunstreiter, wilde Thiere, Wachsfiguren, Riesen und Zwerge und viel andre seltene Dinge mehr. Das gab da immer einen gewaltigen Lärm! Schon von draußen hörte man den ganzen Tag nichts als Pauken, Trompeten, Brüllen, Schreien und Erklären, Alles durcheinander.

Zwischen allen den Buden stand auch eine, die war bisher immer verschlossen und Niemand darin zu sehen gewesen. — Eines Morgens kam Nicola wieder wie gewöhnlich mit seinem Wichskasten an. Wohl sechs Herren ließen hinter einander sich von ihm die Stiefel reinigen und der Junge putzte ohne aufzusehen, daß die Stiefel wie die Spiegel glänzten. Drauf ruhte er ein wenig aus, sah sich um und seine Blicke fielen auch auf die leere Bude An dieser wurde

eben eine große Leinwand herausgehängt, worauf lauter Affen gemalt waren. Einige davon ritten auf Pudeln, andere schossen Kanonen ab, einige spielten Karten, andre tranken mit einander Thee und so weiter. Indem wird auch die Thüre der Bude aufgemacht und ein Affenwärter kommt mit einem kleinen Aeffchen in rother Jacke heraus, das befestigt er an einer Kette über der Thüre der Bude, damit es durch seine Sprünge die Leute anlocken solle und geht dann wieder in die Bude hinein.

Da ruft Nicola: „Pazetto! bist du es?" und kaum hat er das gerufen, so springt der Affe vor Freuden so hoch, daß die Kette zerreißt, setzt mit ein paar Sprüngen über die Straße und mit einem Satz seinem kleinen lieben Herrn auf die Schulter. Das war eine Freude für alle Beide! Der Affe konnte gar nicht mit Lecken aufhören, der Junge gar nicht mit Streicheln und Liebkosen.

Aus dem Fenster der Bude hatte indeß der Besitzer der Affen Alles mit angesehen. Mit einer langen Peitsche kam er herausgelaufen und grade auf Nicola los. — „Bube, was thust du mit meinem Affen?" fragte er. — „Er ist mein eigen," sprach der Knabe, „da seht nur, wie er mich lieb hat." — „Das lügst du, Spitzbube," rief der Affenbesitzer und wollte ihm das Thier wegreißen. Dieses aber biß den Mann so in die Finger, daß er ganz zornig darüber ward und die Peitsche erhob, um auf den Affen und den Knaben loszuschlagen. Unterdeß hatte sich ein großer Kreis von Leuten rings umher gebildet, davon fielen einige dem zornigen Manne rasch in den Arm und suchten ihn zu beruhigen. Der rief nun einen Polizeisoldaten herbei und und erzählte ihm, was geschehen sei. Auch dieser glaubte, der Knabe habe den Affen stehlen wollen, faßte ihn am Kragen und wollte ihn ins Gefängniß führen. Aber auch ihn biß der Affe in die Hand und wollte nicht leiden, daß man seinem Herrn etwas zu Leide thue. Darüber gerieth der Soldat in Wuth, zog den Säbel und wollte das Thier todt stechen, doch Nicola hielt beide Arme vor und hätte sich lieber die Hände abhauen lassen, als daß er seinen Pazetto preisgegeben hätte.

Nun entstand auch unter den Leuten rings umher ein großer Lärm. Einige standen dem Affenwärter bei und sprachen: „Wir sahen ja doch, daß der Affe aus der Bude kam," andere dem Nicola, die sagten: „Man sieht ja doch, daß

das Thier dem Knaben gehört, sonst würde es ihn nicht so vertheidigen!" — So zankten sich Alle hin und her, manche drohten den andern sogar mit Schlägen, was denn immer mehr Leute herbeizog, bis endlich die Straße ganz versperrt wurde.

Indem kommt eine prächtige Staatskutsche dahergefahren, mit vier wilden Rappen bespannt. „Platz da! Platz da!" ruft der Kutscher, denn er konnte vor den vielen Leuten gar nicht weiter kommen. Die drängten und stießen sich, um Platz zu machen, so gut es ging, aber die Menge war zu groß, so daß der Wagen endlich halten mußte. „Was ist denn da!" ruft ein vornehmer Herr aus dem Wagen heraus, „ist keine Polizei da?" — Da tritt der Soldat an die Kutsche und berichtet ehrerbietig, was geschehen; denn der vornehme Herr war ein Prinz. — „Laßt mich doch den Savoyarden mit dem Affen sehen," sagte die Prinzessin, die neben ihrem Manne im Wagen saß. Man brachte den Knaben herbei und als sie ihn näher betrachtet, rief sie: „Ei, das ist ja derselbe Knabe, dessen Aeffchen vor einem Monate mir in den Wagen sprang! Lebst du armer Junge denn noch; ich fürchtete schon, mein Wagen hätte dich damals übergefahren." — Nun mußte Nicola rasch Alles erzählen, was sich mit ihm seit der Zeit zugetragen. Aber auch der Affenbesitzer trat hinzu und versicherte, er habe das Thier von einer alten Frau an der Landstraße gekauft. Auch das war die Wahrheit, denn Pazetto war damals in der Angst bald wieder aus dem Wagen gesprungen, die Frau hatte das Thier eingefangen und an den Mann verhandelt. Der Prinz gab diesem daher das Geld, was er dafür forderte, sagte zum Nicola, er solle sich mit seinem Affen hinten auf den Wagen neben den Bedienten stellen und rief: „Vorwärts!" Die Rappen zogen an und bald ging's in vollem Galopp weiter.

Wie Nicola nun so neben dem mit Gold besetzten Bedienten stand und alle Leute auf der Straße zu ihm heraufsahen, kam er sich recht stolz und vornehm vor und wagte doch kein Wort zu sprechen. Da hatte er denn Zeit genug, nachzudenken, was wohl der Prinz mit ihm vorhabe, und was seine Mutter und Betta und die Vettern dazu sagen würden, wenn sie ihn so hinten auf einer solchen Staatskutsche stehen sähen. Dabei besah er sich auch den Bedienten von

oben bis unten, der ſich ſo breit machte, daß der arme Junge kaum noch ein Plätzchen fand, wo er ſtehen konnte. Es war Alles ſehr prächtig an dem Manne, nur ſeine Stiefel ſahen gar nicht recht blank aus. — „Die würde ich ſchon beſſer geputzt haben," dachte Nicola und dabei fiel ihm plötzlich ein, daß er ſeinen Wichskaſten vor dem Kaffeehauſe habe ſtehen laſſen. Das machte ihn recht traurig, denn er konnte ſich gar nicht anders denken, als daß der Prinz ihn als Stiefelputzer vielleicht in ſeine Dienſte nehmen wolle.

Endlich fuhr die Kutſche durch eine lange Allee von dunkeln Kaſtanienbäumen und hielt vor einem großen Schloſſe ſtill. Sogleich kamen viele Lakaien aus der Thüre gelaufen und halfen den Herrſchaften beim Ausſteigen. Auch der Bediente, der hinten auf der Kutſche geſtanden, war herabgeſprungen, aber Nicola blieb noch immer mit klopfendem Herzen auf ſeinem Platze und wartete ab, was man ihm befehlen würde.

Die Herrſchaften gingen nun in das Schloß und ſchienen ihn ganz vergeſſen zu haben. Niemand bekümmerte ſich um ihn und ſo fuhr der Wagen mit ihm in den Stall. Der Kutſcher ſtieg ab, übergab die Peitſche und Leine den Stallknechten und ging fort. Dieſe ſchirrten nun die Pferde ab; als ſie aber den Savoyarden dort hinten ſtehen ſahen, nahm der eine ihn am Arme und riß ihn unter Schimpfen und Fluchen herunter, und als er ſich verantworten wollte, ergriff der andre ſogar die Peitſche und jagte ihn zum Hofe hinaus.

So ſah ſich der arme Junge plötzlich wieder verlaſſen und allein mit ſeinem Thierchen auf der fremden großen Landſtraße. Die Anſtellung als prinzlicher Stiefelputzer war alſo nur ein ſchöner Traum geweſen! —

4.

Aber man hatte ihn doch nicht vergeſſen. —

Noch ſaß er weinend auf einer Raſenbank in der dunkeln Kaſtanienallee, als ein Bedienter ſehr eilig aus dem Schloſſe ihm nachgelaufen kam und ihm ſagte, er ſolle ſogleich mit ihm in's Schloß zurückkehren. Der Diener führte ihn in den Garten, wo die Herrſchaften in einer ſchattigen Laube ſich eben an den

Theetiſch geſetzt hatten. Da mußte er erſt ſeinen Affen vor der kleinen Prinzeſſin tanzen laſſen und dann ſeine ganze Lebensgeſchichte noch einmal recht ausführlich erzählen. Daraus erſahen der Prinz und ſeine Gemahlin, daß er ein guter, braver Junge ſei und ſeine Mutter eine fromme, arbeitſame Frau, und ſo beſchloſſen ſie, ihm alles Liebe und Gute zu erweiſen.

Sie gaben ihn daher zum Förſter in's Haus, ſchickten ihn in die Schule, ſchenkten ihm ſaubre Kleider und ließen es an nichts fehlen, um einen tüchtigen Menſchen aus ihm zu machen. Dafür gab ſich aber auch der Knabe viele Mühe, lernte in kurzer Zeit Leſen und Schreiben, ſo daß er ſchon in einem halben Jahre ſeiner Mutter einen Brief ſchicken konnte, worin er ihr ſein Glück beſchrieb; auch betrieb er alles das, was ein Förſter erlernen muß, mit großem Eifer, ſo daß er bald als Jägerburſche in den Dienſt des Prinzen eintrat.

Nach vier Jahren aber wurde er einmal recht krank. Er aß faſt nichts, er trank faſt nichts und dachte nur immer an ſeine gute Mutter, an Schweſter Betta und an die ſchönen Berge daheim, auf denen die Gemſen luſtig umherkletterten. Die Krankheit, die ihn ſo elend machte, war das Heimweh.

Da ſprach eines Tages der Prinz zu ihm: „Nicola, mach' dich reiſefertig, du ſollſt mich auf eines meiner Schlöſſer begleiten, das weit von hier entfernt liegt. Da wirſt du wohl wieder geſund werden.“

So reiſten ſie denn über hundert Meilen bis an die Gränze von Savoyen und als Nicola ſchon von ferne ſeine lieben, hohen Berge erblickte, wurde ihm viel wohler und freudiger zu Muthe.

Endlich langten ſie am Ziele ihrer Reiſe an und hielten vor dem Schloſſe ſtill. Weil die großen Thorflügel des Hofes verſchloſſen waren, ſprach der Prinz: „Springe vom Wagen, Nicola, und ſage der Pförtnerin, daß ſie öffnet.“ — Der Jägerburſche that, wie ihm befohlen, klopfte an's Fenſter des Pförtnerhäuschens und rief eilig hinein: „Oeffnet raſch das Thor, der Prinz iſt da!“ — Sogleich kam eine Frau heraus, die trug eine Haube, wie die Frauen in Savoyen ſie zu tragen pflegen. Wie dieſe eben das Thor geöffnet und Nicola ſie näher anſchaute, ſiehe da war es ſeine liebe Mutter. Da fielen ſich die Beiden um den Hals, herzten und küßten ſich, und wie nun auch gar noch Schweſter Betta aus

dem Garten daher gesprungen kam, waren alle drei so glücklich, daß sie den Prinzen in seinem Wagen ganz vergaßen.

Der aber nahm es nicht übel, sondern freute sich mit ihnen; denn er hatte heimlich dem Burschen solches Glück bereitet und Frau Magdalena mit ihrer Tochter auf das Gut hinkommen lassen. Von dieser Stunde an war Nicola wieder frisch und gesund.

Später, als der Förster gestorben, ward Nicola an dessen Stelle auf dem Gute vom Prinzen angestellt, seine Mutter blieb als Pförtnerin und seine Schwester als Wirthschafterin ebenfalls dort.

5.

Es waren grade sieben Jahre verflossen, seitdem der Förster Nicola aus seiner Heimath nach Paris ausgewandert, als er an einem schönen Herbstabende eben von der Jagd zurückgekehrt war und nun fröhlich mit seiner Mutter und Schwester in der Weinlaube des Forsthauses saß. Das Haus lag kühl und schattig unter hohen Tannenbäumen im Walde, nicht weit von der Landstraße, die beim Schlosse vorbei nach Savoyen führte. Auch der Affe, jetzt der Prinzessin zugehörig, kauerte auf seiner Schulter und aß mit großem Appetite die Nüsse, die Betta ihm aufknackte. Das lustige Thier, das früher seinen Herrn treulich ernährt, war jetzt schon alt und schwach geworden und daher wieder bei dem Förster in die Kost gegeben. Während die drei guten Leute nun so heiter und traulich zusammen plauderten und alles dessen gedachten, was sie seit sieben Jahren in Freud und Leid erlebt hatten, klangen plötzlich fern von der Landstraße die Töne einer Drehorgel herüber. Nikola horchte auf und auch Pazetto wurde unruhig. Die Töne kamen immer näher, bald vernahm man auch noch einen Gesang von zwei Männerstimmen, und endlich waren ganz deutlich die Worte des Liedes zu verstehen. Sie sangen:

„Murmelthier und Savoyard
Sind ein Pärchen ganz appart,
Tanzen beide Menuett',
Tanzen beide wundernett."

„Das ist Peppo und Checco," rief Nicola, sprang jubelnd von der Bank auf, setzte sein Jägerhorn an den Mund und blies, als die Beiden geendet, dieselbe Weise laut in die Luft hinaus, daß es aus dem stillen Walde gar lieblich widerhallte. Und wie Nicola gesagt, so war es auch. Seine beiden Vettern, die sich in Paris manchen Thaler verdient, wanderten jetzt nach ihrer Heimath zurück und hatten zufällig diese Straße gewählt. Nicola lief ihnen entgegen und es gab ein recht frohes, fröhliches Wiedersehen. Auch Frau Magdalena und Betta hießen die beiden braven Landsleute auf's Herzlichste willkommen. D'rauf ward das Beste, was in Speisekammer und Keller zu finden war, aufgetragen, und bei einem Glase Wein gab es bald so manches zu erzählen, zu singen und zu lachen. Als endlich Peppo zuletzt noch seine Drehorgel spielte, wurde auch Pazetto wieder ganz lustig, nahm den ersten den besten Zweig von der Erde auf, legte ihn über die Schultern und tanzte damit nach gewohnter Art, so gut es bei seinem hohen Alter gehen wollte. So saßen sie alle bis spät in die Nacht hinein beisammen und waren fröhlich und guter Dinge.

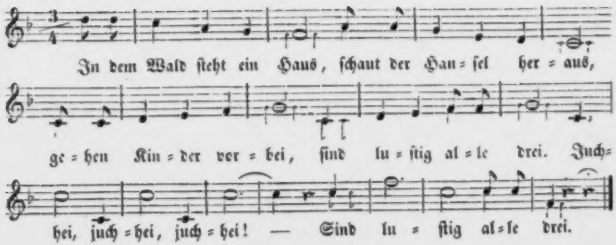
Am andern Morgen, als die Vettern wieder weiter ziehen wollten, sagte Checco zur Frau Magdalene: „Nun seht einmal, Frau Base, was das für ein guter Rath war, als wir euch vor sieben Jahren riethen: euren Sohn Nicola mit uns nach Paris wandern zu lassen. Damals hieltet ihr's für ein großes Unglück und doch ward euer aller Glück dadurch begründet." — „Ei ja wohl," sprach die Frau, „ihr habt schon recht und nächst dem lieben Gott, der Alles so wunderbarlich gefügt, dank' ich auch euch noch immer von ganzem Herzen dafür." —

D'rauf nahmen die Vettern Abschied und wünschten dem Nicola und den Seinen auch ferner allen Segen des Himmels, den sie nur irgend verdienten, und der ward ihnen ihr Leben lang in vollem Maaße zu Theil.

Tt. Tt.
Tanz

Tt Tt Tt

Tanz.



In dem Wald ſteht ein Haus,
Schaut der Hanſel heraus,
Gehen Kinder vorbei,
Sind luſtig alle drei.
Juchhei! Juchhei!
Sind luſtig alle drei!

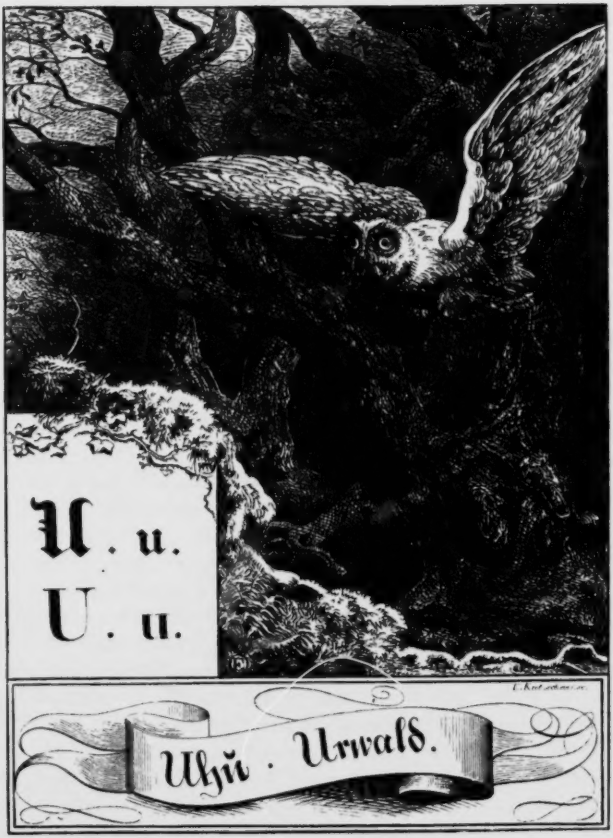
Und da ruft nun der Hans:
„Ihr Kinder, zum Tanz!
Zwar bin ich nicht jung,
Aber luſtig genung.
Juchhei! Juchhei!
Aber luſtig genung!“

Und da kommt er heraus,
Und da tanzen ſie drauß',
Tanzen hin, tanzen her,
Die Kreuz und die Quer.
Juchhei! Juchhei!
Die Kreuz und die Quer!

Und wer ſpielt dazu auf?
Ei ſchau' nur hinauf!
Sitzen Vögel im Strauch
Und Eichkätzchen auch.
Juchhei! Juchhei!
Und Eichkätzchen auch.

Die pfeifen und klappern,
Die klimpern und plappern,
Und die Bienen, die ſummen,
Und die Fliegen, die brummen.
Juchhei! Juchhei!
Und die Fliegen, die brummen.

Und der Hanſel muß ſingen,
Und die Kinder, die ſpringen,
Und die Röcke, die fliegen,
S'iſt ein wahres Vergnügen!
Juchhei! Juchhei!
S'iſt ein wahres Vergnügen!


U . u.
U . u.
Uhu . Urwald.

Uu Uu Uu

u h u.

Zwei Kinder eines armen Köhlers, Brüderchen und Schweſterchen, gingen eines Morgens mit ihrem Körbchen am Arm in den Wald, um Erdbeeren zu ſuchen. Die beiden Kinder hatten ſich recht innig lieb und konnten eines ohne das andere gar nicht leben. Daher kam es denn, daß man ſie nur beiſammen ſah, und wo ſie einander was zu Liebe thun konnten, da waren ſie von Herzen froh.

Als ſie nun ſo in dem engen Waldthale ihre Beeren ſuchten, lief ihnen plötzlich ein Eichkätzchen über den Weg. „Ach Eichkätzchen, wär'ſt du doch mein!“ rief das Schweſterchen. — Kaum hatte ſie das ausgeſprochen, da lief auch ſchon das Brüderchen nach, um es für's Schweſterchen zu fangen. Das Eichkätzchen aber ſprang von Strauch zu Strauch immer weiter in den Wald hinein und endlich kletterte es an einem hohen Tannenbaume in die Höhe. Das Brüderchen dachte: „Da komm' ich dir auch wohl nach!“ als es aber bis auf den erſten Aſt ſich ihm nachgeſchwungen, huſch! ſprang das flinke Thierchen ihm vorbei auf einen Eichbaum, der nicht gar weit davon ſtand.

Da ſaß nun der Knabe auf ſeinem Aſte und beſann ſich, was er dabei thun ſollte, als es plötzlich unter ihm im Buſch raſchelte und ein altes altes Mütterchen daraus hervortrat. Die Alte ſah recht garſtig und widerwärtig aus, denn ſie hatte grüne rollende Augen, eine ſpitze lange Naſe, die ihr wie ein Schnabel

über das Kinn hing und auf dem Kopfe trug sie eine Art Kapuze von Federn, die zog sich ihr tief in's Gesicht und bis über die Ohren herab.

„Ei du fein's Knäblein," rief sie zum Brüderchen herauf, „wie kannst du so wacker laufen und klettern! willst du mir wohl einen Dienst erweisen?" Dem Brüderchen grauste es recht vor der Alten, er blieb daher auf seinem Aste und fragte, was sie begehre? — „Bring, mir das Vogelnest dort neben dir, mit den hübschen Eiern darin!" sprach die Alte. Der Knabe, wie er sah, daß die Vögel, denen die Eier gehörten, voller Sorge und Angst um den Baum flatterten, wollte solches nicht thun, aber die Alte ward gar zornig, rollte ihre Katzenaugen, daß sie hell funkelten, und sprach: „Bringst du mir nicht das Nest, so bind' ich dich am Baume fest!" und dabei zog sie einen langen Strick mit einer Schlinge hervor. So blieb ihm denn nichts übrig, als der Alten ihren Willen zu thun und ihr das Nestchen zu bringen.

Kaum aber hatte er es ihr herabgebracht, da griff sie mit der langen knöchernen Hand, die wie eine Vogelkralle aussah, gierig nach den Eiern, steckte sie in den Mund und sog sie aus. Fast zu gleicher Zeit warf sie mit der andern Hand dem Kinde die Schlinge um den Leib und sprach: „Nun hab' ich dich in meinem Dienst, du schmuckes Büblein! und wenn du dich beim Nestersuchen wacker hälst, sollst du's gut bei mir haben." Mit diesen Worten zog sie das Brüderchen wie ein Hündchen mit sich fort, es mochte bitten, weinen und sich sträuben, wie es nur immer wollte.

Unterdessen war das arme Schwesterchen in Sorge und Trauer um sein liebes Brüderchen fast gestorben und hatte so geweint, daß es kein Thränlein mehr finden konnte, und so viel nach ihm gerufen, daß es nur gerade noch so viel sprechen konnte, um den lieben Gott recht inbrünstig zu bitten, er möge ihm doch den Bruder wieder schenken. D'rauf kam es doch wieder zu Kräften und dachte: „nun gehe ich nicht eher heim, als bis ich mein Brüderchen gefunden." Damit stand es denn auf und ging in den Wald hinein.

Was ihm auf seinem Wege nur irgend von lebenden Wesen begegnete, die fragte es aus und sprach: „Habt ihr nicht mein armes Brüderchen ge-

seh'n? „Aber die Singvöglein sangen, die Rehe sprangen, die Schmetterlinge flatterten, die Elstern schnatterten und wollte ihm doch keines Rede steh'n. So ging's eine Weile fort. Da huschten endlich zwei grüne Eidechschen über den Weg, zierlich und manierlich, mit blanken Äugelchen und schlanken Schwänzchen, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach das Mädchen: „Ihr Thierchen, wenn ihr Geschwisterchen seid, so habt Erbarmen mit mir und helft mir zu meinem Brüderchen." Als die Eidechsen das hörten, schauten sie sich freundlich um, nickten mit den Köpfchen, wedelten mit den Schwänzchen und huschten eilig unter eine große Baumwurzel. „Sollte mein Brüderchen da drunter sein?" sprach das Mädchen und schaute unter die Baumwurzel. Doch da lag nicht das Brüderchen, wohl aber ein kleiner kupferner Schlüssel, so grün angelaufen, wie die Eidechsen aussahen. Den nahm das Schwesterchen, legte ihn in ihren Korb und dachte: „Wer weiß wozu der gut ist."

Als es Mittag geworden, fings an das Kind recht sehr zu hungern und zu dursten. Es konnte auch vor Müdigkeit kaum weiter gehen, setzte sich in's Moos und schaute weinend in den blauen Himmel hinauf. Da sah es zwei Täubchen fliegen, die schnäbelten sich im Fluge gar zärtlich, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach das Kind wieder: „Ihr Thierchen da oben, wenn ihr Geschwisterchen seid, so helft mir zu meinem Brüderchen!" — Als die Täubchen das hörten, kamen sie rasch aus der Luft herunter und flogen in einen hohlen Baumstamm. Auch da schaute das Mädchen hinein, aber das Brüderchen war nicht d'rin; wohl aber ein Krüglein mit Wein und ein Semmelbrod. Die nahm das Schwesterchen heraus, trank davon ein Schlückchen, aß davon ein Stückchen und legte dann beides in seinen Korb. „Wer weiß," dachte es, „wozu das gut ist."

Da fühlte es sich wieder gestärkt und ging weiter. Als aber die Dämmerung heraufkam, sah es zwei Leuchtkäferchen üben den Weg fliegen, dicht nebeneinander, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach wieder das Kind: „Ihr Thierchen, wenn ihr Geschwisterchen seid, so helft mir zu meinem Brüderchen." Als die Leuchtkäferchen das hörten, flogen sie noch einmal so rasch

und grade in das Loch einer Felswand. Aber auch da war kein Brüderchen d'rin, wohl aber ein Laternchen, das gab einen hellen Schein vor sich her. Das Schwesterchen nahm es heraus und dachte: „Wer weiß wozu das gut ist." Und als es weiter ging, leuchtete das Laternchen gar hell auf den Weg und obenein flogen die Leuchtkäferchen immer vor ihm her, als wollten sie ihm den Weg zeigen.

Nun aber wurde der Wald immer dichter und dichter und der Himmel immer dunkler und dunkler. Uralte himmelhohe Eichenstämme ohne Laub und nur mit langem Moose bedeckt, streckten ihre Aeste durch einander und über den Weg und in die graue Luft hinein. Das war recht grausig anzusehen, denn zuweilen erschienen sie wie Riesen, die ihre Füße und Arme durcheinander schlangen, um in der stillen Nacht einen Tanz zu machen. Bei alle dem aber hatte das Schwesterchen keine Zeit sich zu fürchten, denn es dachte ja immer nur an sein liebes Brüderchen.

Nun war es in dem Walde auch ganz stille geworden, kein Singvöglein sang, kein Rehlein sprang, keine Elster schnatterte, kein Schmetterling flatterte; die schliefen alle längst in ihren Nesterchen. Auch der Abendwind hatte sich zur Ruhe gelegt, und der Mond stieg ganz leise zwischen den Wolken über den Wald empor. Nun wurde es noch viel, viel stiller als vorher, so still wie es im Grabe sein mag, wenn man todt ist. Und in der weiten Runde hörte das Schwesterchen nichts als seine eignen Tritte.

Da erscholl plötzlich von weitem ein recht schauerlicher Ton, der rief immer: „Schuhu! Schuhu!" und alsdann ward es wieder still. — Nach einem Weilchen rief es wieder: „Schuhu! Schuhu!" und zugleich kamen ein paar helle Lichter dicht neben einander von weitem durch die Luft geflogen. D'rauf wurde es wieder eine Weile still. — Aber mit einem Male rief es dicht über dem Schwesterchen ganz dumpf und heiser: „Schuhu! Schuhu!" und ein großer Uhu mit funkelnden Augen flog im Kreise ihm über den Kopf. Das war ein erschrecklich garstiges Thier. Sein Schnabel hing ihm wie eine lange spitze Nase herab, aber auf dem Kopfe und an den Ohren sträubten sich rauhe Federn in die Höhe.

Als das Schwesterchen das grausige Thier erblickte, wie das ihm immer tie-

fer und näher über den Kopf flog und seine beiden Augen immer heller funkelten, da überfiel es endlich doch eine große Angst und vor Schreck ließ es sein Laternchen zur Erde fallen. Das aber ging nicht aus, sondern das Licht darin flackerte hell auf, daß es einen hellen Schein gab. Davon ward der Uhu so verblendet, daß er ängstlich hin und her flatterte und endlich im Dunkel verschwand.

Nun aber kam dem Kinde wieder sein Brüderchen in den Sinn und bei dem Gedanken war alle Furcht verschwunden. Rasch hob es sein Laternchen auf und leuchtete damit um sich her. Da sah es, daß es vor einem alten Gemäuer stand, das war mit einer eisernen Thüre verschlossen. „Lieb Brüderchen bist du darin?" rief das Mädchen. Als aber nichts antwortete, suchte es dennoch, ob es kein Schloß fände. Es erblickte auch zwei kleine helle Pünktchen an der Thüre, das waren die Leuchtkäfer, und wo die saßen, war auch ein ganz kleines Schlüsselloch, grade nur so groß, daß das Schlüsselchen, was ihm die Eidechsen gegeben, hineinpaßte.

Als das Schwesterchen aufgeschlossen, sah es vor sich einen langen dunkeln Gang. „Brüderchen," rief es, „lieb Brüderchen, bist du darin?" Aber es antwortete Niemand. Da faßte es sich ein Herz und ging mit seinem Laternchen immer fort, weit, weit hinein, und als es endlich um eine Mauerecke bog, siehe da lag sein Brüderchen auf altem Stroh und schlief gar fest. Da küßte es dasselbe auf den Mund recht herzlich und rief: „Ach du mein liebes, liebes Brüderchen!" Denn mehr konnte es vor Freud und Leid nicht sprechen. Da erwachte das Brüderchen und fiel seinem Schwesterchen um den Hals und beide weinten vor lauter Lust, daß sie sich wieder sahen.

Nun gingen sie beide den langen Gang zurück, bis sie wieder in's Freie kamen. Dort ging ein kühler Wind und beide Kinder waren so matt vor Hunger und Durst, daß sie kaum weiter gehen konnten. Sie holten also Reisig, steckten es mit dem Lichtchen aus der Laterne an und erwärmten daran ihre Glieder. Das Schwesterchen aber holte den Wein und das Brod aus dem Körbchen, und als sie beide davon gegessen und getrunken, fühlten sie sich so wunderbar gestärkt, daß sie beschlossen, sich gleich wieder auf den Weg zu machen und den schauerli-

chen Wald zu verlaſſen, um ſo bald als möglich zu ihren lieben Eltern heimzukommen.

Eben ſchickten ſie ſich auch dazu an und ſchon hatte das Schweſterchen ſein Laternchen in die Hand genommen, da klang es wieder von weitem: Schuhu! Schuhu! D'rauf kam der Ton immer näher und näher und es dauerte nicht lange, ſo flog der gräuliche Uhu wieder über ihren Köpfen, aber diesmal ſchoß er auf's Brüderchen los, als wollte er ihm gerade in die Augen fahren. Da hielt das Schweſterchen ihm raſch die Laterne vor die Augen. Davon ward der Uhu ſo geblendet, daß er erſt zurückprallte, darauf hin und her flatterte, endlich ganz matt und taumelnd in das Reiſigfeuer fiel und zuletzt vor ihren Augen darin elendiglich verbrannte.

Da rief das Brüderchen: „Gottlob! die böſe Waldhexe iſt nun todt! Nachts war ſie ein Uhu und Tags ein altes Weib. Die hat mich mit ſich hierher geſchleppt, damit ich ihr bei Tage Vogeleier ſuchen ſollte. In der Dämmerung aber ſperrte ſie mich in den Keller und als ich durch eine Mauerritze nach ihr hinſchaute, ſah ich, wie ſie ſich auf einen alten Baumaſt ſetzte und einſchlief. Nach einer Weile fing ſie an zuſammen zu ſchrumpfen und ward immer kleiner und kleiner, aber ihre Naſe wurde immer ſpitzer, ihre Augen immer funkelnder und ihre Federhaube immer ſtruppiger und endlich ward ſie in einen Uhu verwandelt. Ich aber war ſo müde und matt, daß mir endlich die Augen zufielen und ich in einen tiefen Schlaf ſank, bis du mich endlich wecken kamſt, du mein herzliebes Schweſterchen du!“

Als das Brüderchen das geſprochen, machten ſich die Kinder auf, und freuten ſich, als ſie ſahen, daß die Leuchtkäferchen ihnen wieder den Weg wieſen.

So gelangten ſie glücklich zum Walde heraus und zu ihren lieben Eltern heim, die den lieben Gott recht von Herzen dankten, als ſie ihre Kinderchen geſund und munter wiederſahen.

V v V v V v

Vogelsteller.

Weit, weit von hier liegt ein großer grüner Wald, viel schöner als andre Wälder, der hatte in früherer Zeit die wunderbare Eigenschaft, daß alle Vögel, die sich darin aufhielten, nicht bloß auf's Allerschönste singen, sondern auch wie Menschen sprechen konnten; kamen sie aber aus dem Walde heraus, so konnten sie wie andre Vögel nur ganz gewöhnlich singen und zischen. Nur allein die Elster, die konnte überall sprechen.

Mitten in diesem Walde befand sich ein freier lichter Platz, auf dem eine uralte gewaltige Eiche stand; darauf kamen alle Abende die jungen Vögel aus dem ganzen Umkreise zusammen, sangen und sprangen von Zweig zu Zweigen, spielten und jagten einander und erzählten sich Alles, was ihnen am Tage passirt war. Eines Abends waren sie dort auch wieder beisammen und sangen lustig und guter Dinge ihr gewöhnliches Liedchen:

„Scheint Sonne durch die Aeste,
Fliegt Vöglein aus dem Neste,
Dreht hin und her sein Köpflein,
Wetzt hin und her sein Schnäblein,
Und singt in den grünen Wald hinein:
Heissa juchhei!
Wie ist doch das Vöglein so frei!"

Während sie das sangen, kam plötzlich die Elster hergeflogen, setzte sich in die oberste Spitze des Baumes und rief:

„Vöglein im ganzen Wald,
Groß und klein, jung und alt,
Lerche und Zeischen,
Rothkehlchen, Meischen,
Fink und Stieglitzchen,
Staar und Kibitzchen,
Kuckuk und Nachtigal!
Kommt her allzumal,
Schweiget fein, plaudert nicht,
Hört, was die weise Tante Elster spricht."

Als sie das gesprochen, rief ein alter Specht, der am Stamme des Baumes hackte: „Traut der geschwätzigen Elster nicht!" Die Vögel aber wurden ganz stille, knabberten noch leise ihre Knospen und Blätterchen herunter, die sie grade im Schnabel hatten, und hörten andächtig zu. Die Elster sprach: „Nun hört, w. ich gesehen! Als ich nach der Seite des Waldes flog, wo die Menschen dahinter wohnen, da schaute ich unsern Feind, den Uhu, bei einer alten Hütte auf einem Baume festgebunden, so daß er sich nicht rücken, noch rühren konnte und dicht daneben auf dem Boden war das herrlichste Futter gestreut. Morgen ganz in der Frühe laßt uns Alle dorthin fliegen, den garstigen Uhu mit unsern Schnäbeln tüchtig zerbeißen und dann von den ausgestreuten Körnern schmausen. Ihr könnt versichert sein, es ist kein Mensch in der Hütte. Heissa juchhei, wie ist doch das Vöglein so frei!"

Als sie ausgesprochen, rief der Specht wieder: „Traut der geschwätzigen Elster nicht!" Deshalb verboten die alten Vögel ihren Jungen, morgen mit der Elster dorthin zu fliegen, die aber hörten nicht darauf, und als sie zusammen nach Hause zogen, sagten sie einander in's Ohr: „Wir fliegen morgen doch mit ihr!" Darauf legten sich alle in ihren Nesterchen zu Bette.

V. v.
V. v.
Vogelsteller.

2.

Am andern Morgen saß der alte lustige Vogelsteller Peter mit seinen beiden Kindern Hans und Grete hinter seiner Hütte. Auf einem dürren Baume hatte er eine garstige Eule angebunden und daneben alle Zweige mit Leim bestrichen; unter das Netz hatte er schönes Futter gestreut und hielt nun den Faden des Netzes voller Erwartung in der Hand, um es sogleich zuziehen zu können, wenn sich ein Vogel hineinsetzen würde; damit er aber keine lange Weile hätte, hatte er sich sein kurzes Pfeifchen angesteckt und rauchte in die blaue Luft hinein. Da rauschte es mit einem Male durch die Luft. Voran kam die Elster geflogen und hinter ihr viele, viele Vögel; davon fuhren die stärkern gleich gegen die Eule los und setzten sich, um sie desto sicherer beißen zu können, auf die mit Leim bestrichenen Aeste, die kleineren aber fielen über das Futter her und pickten mit rechtem Appetit darin herum, aber ehe sie sichs versahen, zog der Vogelsteller das Netz zu und die kleinen naschhaften Dinger waren gefangen, und als die andern vor Schreck von dem dürren Baume auffliegen wollten, waren sie an dem Leim festgeklebt und konnten nicht von der Stelle. Doch die böse Elster saß auf einem andern Baume, lachte alle aus und rief recht boshaft immerfort:

„Ihr Näscherchen, warum schmauſt ihr nicht?
Ihr Häscherchen, warum zauſt ihr nicht?
Wärt ihr nicht ungehorſam und dumm,
Flögt ihr jetzt frei in der Luft herum!“

Und nun kam der Vogelsteller, nahm die armen gefangenen Vögel und tödtete die, welche nicht singen konnten; die andern aber, die etwas rechts gelernt und hübsch zu singen und zu pfeifen wußten, sperrte er in enge Vogelbauer und gab diese seinen Kindern, die sollten sie in's Haus tragen, um sie morgen zum Verkaufe nach der Stadt zu bringen.

3.

In der Kammer, wo Hans und Grete ſchliefen, waren auch die Bauer mit den gefangenen Vögeln hingeſtellt. Aber weder den Kindern, noch den Vögeln war es möglich, dieſe Nacht zu ſchlafen. Die armen Thierchen waren nicht mehr in ihrem ſchönen Walde und konnten daher nicht mehr ſprechen, ſondern nur pfeipfen und zirpen, doch auch das wagten ſie vor Angſt kaum, ſaßen traurig auf ihren Sproßen und dachten heim an ihre lieben Eltern, gegen die ſie ſo ungehorſam geweſen. Hans und Grete ſchliefen dagegen vor Freude nicht, denn eine ſolche Menge Vögel hatten ſie noch nie nach der Stadt gebracht und nun dachten ſie ſchon an das viele Geld, was ſie ihrem Vater dafür zurückbringen würden. Ganz früh, noch vor Aufgang der Sonne, ſtanden ſie daher auf, luden die Vogelbauer mit den Vögeln auf die Schubkarre, Grete ſpannte ſich vor, Hans ſchob die Karre vor ſich her und fort ging's durch den Wald nach der Stadt.

Kaum waren ſie in den Wald eingetreten, als plötzlich alle Vögelchen ihre Sprache wieder bekamen und in lautes Klagen und Jammern ausbrachen. Erſt wußten die Kinder vor Schreck nicht, was ihnen geſchah; ſie ließen die Karre ſtehen und wollten fortlaufen; da aber die Vögel mit ſo hübſchen feinen Stimmchen ſie baten, dazubleiben, ſo faßten ſie wieder Muth und ſetzten ſich auf einen Stein neben der Karre hin, um anzuhören, was die Thiere ſprachen. Die ſchrieen und weinten nun gar jämmerlich durcheinander, auch kamen dazu noch alle die alten Vögel ringsumher herbeigeflogen, ſetzten ſich auf Bäume, Büſche und Blumen und jammerten ſo kläglich um ihre gefangenen Kinder, daß es der kleinen Grete recht zu Herzen ging und auch ſie zu weinen anfing. Da rief Hans: „Grete, wenn du auch noch lamentirſt, da werd' ich ja vor lauter Spectakel taub! Ihr kleinen dummen Dinger aber ſchweigt endlich einmal ſtill und laßt hübſch Einen unter euch ſprechen, damit man weiß, was ihr wünſcht. Wer von euch will ſprechen?“

Ein kleiner eitler Stieglitz drängte ſich zuerſt hervor, der rief: „Ich will's, Ich will's.“ — Aber der Kibitz ſchob ihn fort und ſagte: „I bitt's, i bitt's“

(denn der ſprach ſo etwas ſchwäbiſch). Darüber ward der Kuckuk ärgerlich, er ſah ihn über die Achſel an und ſchrie: „Kuck, kuck, was der will! Kuck, kuck, was der will!“ Der Zeiſig meinte: „I di wiſſen nicht, wie's iſt, i di wiſſen nicht, wie's iſt!“ Aber die Lachtaube lachte ſie alle aus und die Nachtigall weinte und klagte immerfort recht erbärmlich dazwiſchen.

„Dummes Geſchrei!“ rief Hans, indem er die Karre wieder in die Höhe nahm. „Grete, komm, laß uns weiter geh'n!“ Da riefen alle Vögel noch einmal: „Bitt', Bitt', Bitt', bleib hier! Bitt', Bitt', Bitt', bleib hier!“ und ſchwiegen dann ganz ſtill, bis endlich unter den gefangenen Vögeln ein gelehrter Dompfaffe das Wort nahm und den Kindern alles erzählte, wie es ſich zugetragen. Zuletzt bat er ſie recht innig, ſie doch fliegen zu laſſen, denn es gäbe kein größeres Elend, als gefangen zu ſein.

Jetzt wurde auch dem Hans recht mitleidig um's Herz, aber was war da zu thun? Ließen ſie die Vögel fliegen, ſo bekämen ſie kein Geld dafür, und weder der Vater, noch ſie hätten etwas zu eſſen? So überlegten ſie hin und her, bis endlich Hans ſagte, er wolle den Vater herholen. Denn wie die Vögel verſicherten, könnten ſie ja nur hier im Walde ſprechen. Das that er denn auch und Grete blieb indeß bei den Vögeln.

4.

Hans traf ſeinen Vater grade beim Holzhauen. Der alte Peter lachte erſt ſeinen Sohn aus, als der ihm die wunderbare Geſchichte von den ſprechenden Vögeln erzählte. Da aber Hans es ihm feſt verſicherte, ging er endlich mit, bis er hinkam, wo die Karre im Walde ſtand. Jetzt hub wieder der alte Spectakel an. „Haltet eure Schnäbel!“ rief Peter mit donnernder Stimme und ſtieß aus ſeiner Pfeife einen gewaltigen Qualm aus. Wie das die Vögel hörten und ſahen, wurden ſie ungemein erſchrocken, denn ſie dachten an das Gewehr des Jägers, das auch ſo donnert und raucht, und alle ſchwiegen mäuschenſtill. Nur der alte Specht hatte noch Courage, flatterte dicht vor Peter hin und hielt an ihn eine lange Rede. Darin ſagte er, wie

es doch eine große Grausamkeit der Menschen wäre, die unschuldigen lustigen Vögel einzusperren, so daß sie dann endlich vor Gram in ihren Käfigen stürben, während daheim im Walde auch ihre Eltern sich zu Tode grämten.

Als Peter das und viele andre sehr vernünftige Reden vom Specht angehört, dachte er daran, wie es ihm zu Muthe sein würde, wenn sein lieber Hans und seine lustige Grete ihm entrissen und eingesperrt würden. Erst brummte er etwas vor sich hin, endlich sprach er: „Schon gut, schon gut, ihr habt ganz recht, aber soll ich denn verhungern? Ich bin nun einmal Vogelsteller, und habe in der Welt nichts weiter gelernt. Allenfalls kann ich noch Holz hacken, das ist aber auch Alles!" —

„Ei!" rief der Specht, „wenn das ist, da kann uns Beiden geholfen werden. Schau, hier im Walde steht ein alter dürrer Baum, der ist inwendig hohl und darin liegt ein Schatz, den die alte diebische Elster sich zusammengestohlen hat. Nun hacken wir Spechte schon seit langer Zeit, wenn sie nicht da ist, an dem Baume, können ihn aber nicht umhauen. Willst du unsre gefangnen Kinder fliegen lassen, so zeigen wir dir den Baum, du hau'st ihn um und wir theilen den Schatz!" —

„Gut," sagte Peter, „so soll's sein!"

D'rauf zeigte der Specht ihm den alten Stamm ganz in der Nähe, woran eben wieder viele Spechte hackten. Da rief Peter: „Fort, ihr gelbschnäbligen Holzhacker!" und hieb mit dem Beile, das er grade noch in der Hand hielt, so kräftig in den Stamm, daß derselbe nach elf Hieben zu wanken begann; nach dem zwölften Hiebe aber lag der große Baum am Boden.

Sogleich erhoben sich alle Vögel über dem Stumpf in die Luft, um zu sehen, was d'rin wäre, und siehe da! da lag rechts ein großer Haufe Futter, und links ein großer Haufe blanker Thaler. Alles jubelte vor Lust, aber der Specht rief: „Das Futter für uns, die Thaler für dich, und nun befreist du unsre gefangnen Kinderchen sicherlich." —

Eben wollten Hans und Grete die Käfige öffnen, siehe, da kam wie der Wind die böse Elster angeflogen. Wüthend setzte sie sich auf das gestohlene Geld und schrie:

„Mein Korn! mein Geld! mein Baum! mein Haus!
Wer's anrührt, dem hack' ich die Augen aus!"

Aber der Specht rief dagegen:

„Glaubt nicht, glaubt nicht,
Was die Elſter ſpricht!
Weiß zu ſchwätzen,
Weiß zu hetzen,
Weiß Leut' zu belügen,
Kann Vögel betrügen,
Stiehlt Futter und Geld,
Taugt nichts auf der Welt!" —

„Taugt nichts auf der Welt!" ſchrieen alle übrigen Vögel und damit fielen ſie über die Elſter her und biſſen ſie todt.

Die beiden Kinder öffneten darauf freudig die Vogelbauer und alle gefangenen Vögel flogen heraus, ſchnäbelten ſich mit ihren Eltern und Geſchwiſtern, dankten Peter und den Kindern und ließen es ſich zuletzt wohl ſein beim Futter der Elſter. Peter aber lud die Thaler auf die Karre, Grete ſpannte ſich vor, Hans ſchob vorwärts und fort ging's nach Hauſe.

D'rauf wurde Peter Holzhauer und ließ von dem Gelde ſeine Kinder in die Schule gehen, damit ſie etwas rechts lernten und nicht brauchten vom Vogelſtellen ſich zu ernähren. Niemals hat weder er, noch die Kinder einen Vogel mehr gefangen, dafür ſangen aber auch, wenn die drei durch den Wald nach der Stadt gingen, die dankbaren Vögel ihnen die allerſchönſten Lieder vor und erzählten ihnen die wunderbarſten Geſchichten, die noch viel wunderbarer waren als dieſe.

W w W w W w

W e i n.

Es waren einmal zwei Kinder, die hießen Kordelchen und Michelchen. Kordelchen war ein ganz klein biſſel dumm, und Michelchen war grade nicht übertrieben geſcheidt.

Eines Tages ſahen die Kinder, daß ihre Mutter Wein trank. Da fragte Kordelchen: „Mutter, von welcher Kuh haſt du den Wein gemelkt?“ — „Du Narre!“ rief die Mutter, „der Wein kommt nicht von der Kuh, ſondern vom Weinſtock.“ Michelchen aber ſprach: „Mutter, ich hab' heut' ein' halbe Stund' unterm Weinſtock gelegen und ſchaut immer hinauf nach den Beeren da oben, macht' auch den Mund auf, wie ich's immer thu', aber kein Wein iſt mir in den Mund kommen.“ — Da ſeufzte die Mutter und ſprach: „Ihr Dummköpf', der Wein wird ſo gemacht: Erſt ſchneidet man die Weintrauben vom Stock', dann tritt man ſie mit Füßen, d'rauf läßt man den Saft ſteh'n und geht nach Haus', nach einem Monat aber ſieht man wieder zu, und dann iſt's klarer Wein.“

Ein Monat war vergangen, da kamen die Kinder an einem regnigten Tage mit einem Glaſe zur Mutter, in dem Glaſe aber war ſchmutziges Regenwaſſer d'rin. „Was habt ihr denn da?“ fragte die Mutter. — „Wein!“ antwortete Michelchen und lachte über's ganze Geſicht. — „Sprich nicht ſo dumm,“ ſchalt die Mutter, „wie ſoll denn die Schmutzbrühe da Wein ſein?“ — „Ei doch!“ ſchmunzelte Kordelchen, „er iſt nur nicht ſo klar als der, den

du trinkſt. Weißt du wohl, Mutter, vor einem Monate erzählteſt du uns, wie man den Wein macht. Nun haben wir's grad' ſo gemacht. Wir gingen hinaus zum Winzer, der ſchnitt uns eine Weintraub', die traten wir mit Füßen, d'rauf ließen wir den Saft ſtehen und als wir heut' nachſahen, war dieſer Wein da, grad' auf derſelben Stelle an der Erde, wo wir vor einem Monate die Weintraub' zertreten haben."

Da ſeufzte die Mutter, daß Michelchen ſo wenig geſcheidt und Kordelchen ein biſſel dumm war.

In der nächſten Geſchichte aber ſollt ihr noch mehr ſo kluge Dinge von Kordelchen und Michel hören.

Xx Xx Xx

Xerres.

Die Schule war längſt angegangen, aber Kordelchen und Michelchen waren noch immer nicht da.

Der Lehrer erzählte eben eine Geſchichte von dem König Xerres, als die beiden Kinder endlich hereintraten. Weil ſie ſo ſpät gekommen, ſchalt er ſie tüchtig aus und ließ ſie zur Strafe an der Thüre ſteh'n. Darauf fragte er ſie: „Wißt ihr denn ſchon etwas vom König Xerres?“ — „Ja wohl,“ ſagte Kordelchen. — „Wir ſehen ihn ja alle Tage!“ rief Michelchen. — „Dummes Zeug,“ ſchalt der Lehrer, „wo ſeht ihr ihn alle Tage?“ — „Bei unſerm Onkel, dem Gaſtwirth,“ ſprach Michelchen. — „Und wie ſieht er denn aus?“ fragte der Lehrer. — „Recht garſtig,“ ſagte Kordelchen, „er hat einen langen Bart und ſitzt auf einem großen Lehnſtuhle. In der einen Hand hält er eine Kette und neben ihm ſtehen zwei grimmige Soldaten.“ — „Ja,“ fiel Michelchen ihr in's Wort, „und wenn es windig iſt, pfeift und knarrt er immer ſo häßlich, daß ich jedesmal davor erſchrecke.“ —

Alle andern Kinder lachten, aber der Lehrer merkte wohl, daß die Beiden das eiſerne Wirthsſchild an ihres Onkels Gaſthauſe meinten, worauf der König Xerres im Bilde vorgeſtellt war. D'rauf ſprach er: „Nun gut, von dieſem Manne will ich euch jetzt erzählen. Xerres war ein König in Perſien, der vor mehr als zweitauſend Jahren regierte. Einſtmals führte er Krieg mit den Grie-

XERXES.
X. x.

chen und beſchloß mit einem ungeheuren Heere ihr Land zu erobern. Um dort aber hinzukommen, mußte er über das Meer hinüberſetzen, und weil alle ſeine Schiffe dazu nicht ausreichten, befahl er eine große Brücke über das Meer zu bauen. Kaum war dieſe fertig geworden, ſo erhob ſich ein furchtbarer Sturm und die Wellen zerbrachen die Brücke. Darüber ergrimmte der König ſo ſehr, daß er in ſeinem aufgeblaſenen und einfältigen Sinne beſchloß, das Meer zu beſtrafen. Er ließ deshalb eiſerne Ketten in daſſelbe verſenken, damit die Leute glauben ſollten, er mache es zu ſeinem Gefangenen, und befahl ſogar dem Waſſer dreihundert Peitſchenhiebe zu geben, als ob das Meer ein Menſch wäre und die Schläge fühlen könnte. Zu ſolchen thörichten Dingen kann Stolz und Aufgeblaſenheit den Menſchen führen.“ —

Als die Geſchichte beendet war, fingen alle Schulkinder an heimlich zu lachen, zeigten mit Fingern nach Kordelchen und Michelchen und flüſterten ſich leiſe in's Ohr: „Da ſitzt der Herr Xerres und die Frau Xerres.“ — Das hatte folgende Bewandniß.

2.

Wie Kordelchen und Michelchen am Morgen zur Schule gegangen und an den kleinen Bach hinter dem Schulgarten gekommen waren, ſahen ſie, daß das Brett, über das ſie ſonſt zu gehen pflegten, fortgenommen ſei. Der Lehrer aber hatte allen Schulkindern ſtrenge verboten, durch das Waſſer zu gehen, damit ſie ſich nicht die Schuhe naß machten und davon krank würden.

Statt nun einen andern Übergang über den Bach zu ſuchen, ſtanden die Beiden da und ſahen ſich an. Michelchen ſprach: „Kordelchen, was thun wir jetzt, daß uns die Schuh' nicht naß werden?“ — Kordelchen ſagte: „Michelchen, was machen wir jetzt, daß wir trockne Schuh' behalten?“ — D'rauf ſahen ſie ſich wieder an und dachten lange und viel d'rüber nach, ſo viel, wie ſie es in ihrem Leben noch nicht gethan hatten; Keinem wollte etwas Geſcheites einfallen.

Endlich rief Kordelchen: „Michel, ich hab's! Schau', zuerſt nehme ich *dich* auf den Rücken und trage *dich* durch's Waſſer, da bleiben *dir* die Schuh' trocken,

nachher nimmſt du mich auf den Rücken und trägſt mich durch's Waſſer, da bleiben mir die Schuh' trocken, ſo behalten wir am Ende alle Beid' trockne Schuh'."

Michelchen freute ſich recht über ſeine kluge Schweſter, hockte ſich ihr auf die Schultern und Kordelchen ging mit ihm, mir nichts, dir nichts, in's Waſſer hinein. Als es mitten d'rin war, hielt es plötzlich ſtill. — „Was iſt, Kordelchen?" — „Ach, Michelchen, ich merke eben, daß mir meine Schuh' doch anfangen naß zu werden. Weißt was? Wart' hier ein biſſel, ich will ſchnell zurückgeh'n und ſie mir erſt am Ufer ausziehen. Dann komme ich wieder und trag' dich mit bloßen Füßen weiter. So wird's gehen." — „Gut," ſprach Michelchen, ſprang in's Waſſer hinunter, wartete dort mitten im Bach und Kordelchen ging an's Ufer zurück.

Als es ſich eben die Schuhbänder auflöſte, rief Michelchen plötzlich: „Ach Kordelchen!" — „Was iſt, Michelchen?" — „Ach Kordelchen, ich merke eben, daß auch mir die Schuh' anfangen naß zu werden!" — „Dummer Michel!" rief Kordelchen, „komm her und mach's wie ich." Da patſchte auch Michelchen zurück und machte es wie ſeine Schweſter. D'rauf nahmen ſie beide die Schuhe in die Hand und Kordelchen trug Michelchen hinüber.

Sie kamen auch glücklich drüben an, aber die Schuhe waren doch, wie ſie wohl merkten, voll Waſſer geworden. Was war nun zu thun, daß der Herr Schulmeiſter es nicht merke? Da war wieder guter Rath theuer.

Endlich rief Michelchen: „Kordelchen, ich hab's! weißt was? Wir wollen alles Waſſer, was noch in den Schuhen iſt, im Bache abſpühlen, ſo merkt der Lehrer es gewiß nicht, daß ſie naß geweſen ſind." — Wie Kordelchen das hörte, freute es ſich recht über das kluge Brüderchen und beide ſpühlten einen Schuh nach dem andern von innen und außen recht tüchtig im Bache ab und immer, wenn einer abgeſpühlt war, zogen ſie ihn gleich wieder an, und dachten, ſo wär's gut.

Als aber Michelchen eben den letzten Schuh abwuſch, war es ungeſchickt, und ließ ihn aus der Hand gleiten, ſo daß ihn die Wellen forttrieben.

„Spring' ihm doch nach," rief Kordelchen, „und hol' ihn zurück!" —

„Ach Kordelchen, es geht nicht, da würde ja der andere auch wieder voll Waſſer!“ — „S'iſt auch wahr, Michelchen! Nun ſchau aber einmal die Dummheit von ſo einem Bach! Einem den Schuh vor der Hand weg zu nehmen!“ — „Ja wohl,“ rief Michelchen ganz zornig, der dumme Bach iſt an allem Schuld!“ Und ſogleich brachen beide Kinder einige Ruthen vom nächſten Weidenſtrauch, peitſchten damit das Waſſer und riefen fortwährend: „Du dummer Bach! Du dummer Bach! Du dummer Bach!“

Das Alles hatten einige andere Schulkinder von weitem mit angeſehen und mit angehört, waren, nachdem ſie ſich einen bequemeren Weg geſucht, früher zur Schule gekommen und hatten es ihren Kameraden erzählt. Seitdem nannten ſie Michelchen nie anders, als: „König Xerres“ und Kordelchen: „Frau Königin Xerres.“

Yy Yy Yy

Und ſtellſt du auf den Kopf dich ſchon,
Du findeſt nichts auf Ypſilon.

— ———

Es iſt lange Zeit her, da kam e . einem ſchönen Sommerabende ein Maler aus dem Thore der Stadt herausſpaziert. Man merkte ihm an, daß ihm allerlei Dinge im Kopfe herum zogen. Bald ging er langſam, bald ſchneller, bald ſah er in die fernen blauen Berge, bald in die Blumen hinunter, die an den Gräben neben dem Wege blühten, und wenn er ſo eine Zeitlang dahingeſehen, als ob er etwas ſuche, ſchüttelte er jedesmal traurig den Kopf und rief ſtill vor ſich hin: „Ich ſind's nicht, ich ſind's nicht!“ — Kamen Ackersleute mit ihren Pflügen, oder Hirten mit ihren Heerden an ihm vorbei, ſo blieb er ſtehen und ſchaute ihnen lange nach; war an der Landſtraße ein Thorweg offen, ſo ſah er hinein in den Hof nach den Enten in der Pfütze, nach den Tauben auf ihrem Schlage, nach den Kindern, die in der Hausthüre ſpielten; aber immer ſchüttelte er wieder den Kopf und rief traurig aus: „Ich ſind's nicht, ich ſind's nicht!“ —

So ging er eine Weile fort und gelangte endlich in einen ſchönen, großen Garten, der gehörte dem Könige, und mitten d'rin erhob ſich ein herrliches Schloß, worin der König mit der Königin und ſeinen Kindern wohnte. Auch hier hatte der Maler wieder vielerlei zu ſehen, denn da ſtanden hohe, ſeltene

y. Y. y.
y. Y. y.
Und stellst du auf den Kopf dich schon,
Du findest nichts auf Ypsilon!

Bäume und Sträucher mit bunten Blüthen und Früchten, darauf ſaßen Pfauen und andere fremde Vögel; auch breiteten ſich helle Teiche dazwiſchen aus, auf denen ſtolze Schwäne umherſchwammen, und an den Ufern ringsumher lagen Gondeln, die waren reich vergoldet und glänzten weithin in der Abendſonne.

Wie er das Alles angeſchaut und endlich wieder aus tiefſter Bruſt gerufen hatte: „Ich ſind's nicht, ich ſind's nicht!“ hörte er plötzlich hinter einer Hecke Jemanden laut auflachen. „Wer lacht denn da?“ rief der Maler und ſprang hinter die Hecke, da ſah er einen ſeltſamen Mann im Graſe ſitzen, ſo närriſch in Kleidern und Geberden, wie er noch nie einen geſehen, das war der Hofnarr des Königs. Der Mann lud ihn ein, ſich zu ihm zu ſetzen, was denn unſer Maler auch that, und nun wollen auch wir uns den närriſchen Mann näher betrachten.

In alten Zeiten pflegten nämlich die Könige zu ihrem Nutzen und Vergnügen Leute zu halten, die ihnen auf die luſtigſte Weiſe einen guten Rath geben ſollten, ſie auch ſonſt, wenn ſie verdrießlich waren, mit allerlei Scherzen und Einfällen aufheitern mußten. Dieſe Leute nannte man daher, obgleich ſie oft ſehr klug waren, Hofnarren oder luſtige Räthe.

Ein ſolcher war es, der dort im Graſe ſaß. Schon ſeine Kleidung war höchſt poſſirlich. Die Beinkleider beſtanden aus bunten Streifen, roth, blau und gelb, einer an den andern genäht; von ſeinem hellblauen Rocke hingen ſpitze Lappen herunter, an deren Enden klingende Glöckchen und Schellen befeſtigt waren; auf dem Kopfe hatte er eine Kappe, die an ihrer Spitze ebenfalls mit einer Glocke verſehen war, ſo daß bei jeder Bewegung, die der Mann machte, alle die Glöckchen und Schellen klingelten, wie wenn ein Schlittenpferd ſich ſchüttelt. An ſeiner Seite hing die Pritſche, eine Art hölzerner Degen, auf deſſen Knopf ein luſtiges Geſicht geſchnitzt war. Kurz, der Mann ſah ſo aus, wie noch jetzt die Bajazzo's in den Kunſtreiterbuden, die ja auch die Leute durch ihre luſtigen Einfälle und Geberden zum Lachen bringen ſollen. Das Allerlächerlichſte an dem Manne war aber ſein Geſicht. Er hatte eine lange krumme Naſe, kleine, blitzende Augen und einen großen Mund, den er nach allen Seiten hin verziehen konnte. Bald ſah er jung aus, bald alt, bald machte er eine heitre Miene, bald ganz ernſte Grimmaſſen, über die man aber doch auch wieder lachen mußte.

2.

Als der Maler ſich zum Narren in's Gras geſetzt, begannen ſie folgendes Geſpräch:

Maler. Warum lachteſt du eben?

Narr. Aus Aerger!

Maler. Wer ärgert dich?

Narr. Erſt ich ſelber und jetzt du.

Maler. Und warum ich?

Narr. Weil du ſo viel fragſt wie ein Narr und doch keiner bist. Denn es heißt: ein Narr fragt mehr, als zehn Kluge beantworten können.

Maler. Gut, ſo will ich ſchweigen.

Narr. Gut, ſo will ich antworten. — — —

Maler. Nun ſo antworte doch!

Narr. Nun ſo frage doch!

Maler. Warum lachteſt du erſt über dich?

Narr. Weil ich kein Narr mehr ſein darf.

Maler. Und wer verbietet es dir?

Narr. Mein Herr, der König. Denn als er mich in ſeinen Dienſt nahm, ſprach er: „Du Narr! wenn ein Tag vergeht, an dem du mich nicht zum Lachen bringſt, ſo jag' ich dich fort.“ Nun iſt heute der Tag bald vergangen und mein Herr, der König, iſt ſo verdrießlich, daß es mir bis jetzt unmöglich war, ihn aufzuheitern. Daher lachte ich erſt aus Aerger über meine Dummheit, denn wenn kein Andrer über mich lachen will, ſo thu' ich's ſelber. Glaube nur, guter Freund, was der König einmal ſagt, das erfüllt er auch ſo wahr, wie du ein Lügner biſt.

Maler. Wen belog ich denn?

Narr. Mich! Erſt ſagteſt du, du wollteſt ſchweigen, und jetzt fragſt du immerfort d'rauf los; alſo haſt du gelogen.

Maler. Gut! ſo ſchweige ich.

Narr. Gut! ſo frage ich: Warum biſt du ſo traurig, was verdrießt dich?

Warum bist du nicht lustig? Warum läßt du die Lippen so herunterhängen? Warum? — — —

Maler. Hör' auf, ich antworte ja schon. Schau, lieber Narr, ich bin noch übler d'ran, als du. Mir hat der König geboten, ich soll zu einem A-B-C-Buche für seine Kinder allerlei Bilder machen, für jeden Buchstaben eines. Heute müssen sie fertig sein; sind sie es aber nicht, so läßt der König nichts mehr von mir malen und schickt mich vielleicht noch gar in's Gefängniß. Täglich ging ich vor's Thor hinaus und sah mich nach Gegenständen für meine Bilder um. Ich fand auch für alle übrigen Buchstaben die schönsten Dinge, die zeichnete ich gleich nach der Natur, oder merkte sie mir und machte zu Hause die Bilder daraus. Nur für einen einzigen Buchstaben fand ich keinen Gegenstand, obgleich ich heute mich überall umgesehen habe. Siehst du wohl? Dort hinter dem Pallaste geht bald die Sonne unter und je tiefer sie sinkt, desto höher steigt mein Unglück!"

„Welcher Buchstabe fehlt dir?" fragte der Narr. — „Ach!" rief jener in der größten Verzweiflung: „Und stellst du auf den Kopf dich schon, du findest nichts auf Ypsilon!" — Der Narr lachte und sprach: „Nun, wenn's weiter nichts ist, da will ich's schon machen und am Ende wird uns Beiden noch geholfen!" — Bei diesen Worten sprang er mit einem Satz von dem Rasen empor, schlug in der Luft einen Purzelbaum, daß alle Glocken an seinem Wamms flimmerten und klingelten und stand im Nu vor dem Maler auf dem Kopfe, indem er beide Beine in der Luft auseinander spreitzte. „Schau," rief er aus, „da steh' ich auf dem Kopfe schon, nun mal' nach mir dein Ypsilon! Seh' ich denn nicht ganz wie ein natürliches lateinisches Ypsilon aus? Mein Leib, das ist der große Stab daran, meine Beine, das sind die beiden Flügel, die das Ypsilon rechts und links von sich streckt, und nun mach' rasch, denn diese Positur erlaubt keine lange Weile. Glaub' nur:

Die Beine lieber auf Erden steh'n,
Als in der Luft spazieren geh'n,
Auch schießt mir's Blut in Wang' und Nas',
Und dazu krabbelt mich das Gras,

Daß ich muß nieſen eins, zwei, drei;
Dann iſt die Poſitur vorbei,
Und was ein Ypſilon erſt war,
Wird wieder ein alter luſtiger Narr!

Unterdeſſen hatte der Maler raſch Bleiſtift und Papier hervorgeholt und in aller Geſchwindigkeit den ganzen luſtigen Rath, wie er leibte und lebte, abgezeichnet, grade ſo, wie ihr ihn da vorn auf dem Bilde zu ſeh'n bekommt. Endlich aber kitzelte das feuchte, kalte Gras den armen Menſchen ſo arg in die Naſe, daß er ein Geſicht machte, wie ein Ziegenbock, dem man Tabak in die Naſe ſtreut, worauf er tüchtig nieſte und mit einem Satz wieder auf die Beine ſprang.

„So ein Menſchenkopf iſt doch ein hochmüthiges Ding, wenn der nicht immer oben ſein kann, ſondern einmal die armen Füße ablöſen ſoll, da wird er puterroth vor Zorn und brummt von innen wie ein Brummkreiſel!" Mit dieſen Worten wiſchte ſich der luſtige Mann den Schweiß von der Stirn, aber der Maler fiel ihm um den Hals, und war überglücklich, daß er ſein noch fehlendes Bild nun fertig bekommen hatte; auch dem Narren machte die Zeichnung des Malers vielen Spaß, ſo daß beide vor Luſt und Vergnügen im Graſe umherſprangen wie junge Zicklein, wenn ſie Morgens aus dem Stalle in's Grüne hinausgelaſſen werden. Weil aber die Sonne eben unterging, beeilte ſich der Maler in's Schloß zu gehen und ließ ſich von dem Hofnarren Alles ſagen, wie er ſich da zu benehmen habe.

Im Schloſſe angekommen, fand er den König noch immer ſehr verdrüßlich. Er wurde etwas milder, als der Maler ihm die Bilder zum A-B-C-Buche überreichte und befahl dem Kammerdiener, ſeine Gemahlin und Kinder herbeizurufen. Wie freuten ſich dieſe, als ihr Vater ihnen die ſchönen Bilder in die Hände gab. Jubelnd ſetzten ſie ſich um den Tiſch, ſahen ein Bild nach dem andern mit vieler Luſt an und buchſtabierten die Wörter, die darunter ſtanden, zum großen Vergnügen ihrer Mutter, der Königin. Als ſie endlich das Ypſilon erblickten, lachten ſie Alle laut auf. „Der Narr, der Narr!" riefen ſie, „unſer guter, lieber Narr!" und konnten vor lauter Lachen nichts weiter herausbringen. Auch

der König wurde immer milder und milder, je länger er das Bild betrachtete, eine Falte nach der andern verschwand von seiner Stirn, sein Mund wurde freundlicher und am Ende mußte auch er so gewaltig lachen, daß er kaum aufhören konnte. Endlich kam er wieder zu Worten und rief ganz vergnügt: „Wie wohl ist mir doch, wenn ich nach dem vielen Regieren wieder so recht von Herzen lachen kann! Leider konnte der dumme Hofnarr mich heute nicht dazu bringen, dafür habe ich ihn aber auch fortgejagt und er darf mir nicht mehr über die Schwelle!“ Das hörte der Maler, besann sich nicht lange und erzählte dem Könige Alles, was ihm begegnet, auch stellte er ihm vor, daß grade der Narr es wäre, der ihn jetzt so aufgeheitert, indem er zu diesem Bilde sich auf den Kopf gestellt habe. Auch die Königin und die Kinder baten so dringend, daß der König nicht länger widerstehen konnte und versprach, er wolle ihm vergeben.

Kaum hatte er das ausgesprochen, da sprang hinter dem Vorhange der lustige Rath mit einem Satz in's Zimmer, machte einen Purzelbaum, stand in derselben Stellung, wie auf dem Bilde, vor dem König, und schnitt dieselben possirlichen Gesichter, als ob ihn das Gras in der Nase kitzelte. Hatte der König nun vorher lachen müssen, so lachte er jetzt noch viel mehr und die Königin, die Kinder, die Kammerdiener, der Maler, alle, alle mußten mit lachen, und das hatte nicht eher ein Ende, als bis das Abendessen auf dem Tische stand. Das schmeckte ihnen so gut, wie es sonst nie gethan. Darauf söhnte der König sich wieder mit seinem Hofnarren aus, von dem Maler aber ließ er so viele Bilder malen, daß er sein ganzes Schloß von oben bis unten damit ausschmücken konnte, wofür er ihn dann königlich belohnte.

Ʒ ʒ Z z Ʒ ʒ

Hier ſteht nun ſchon, o weh! o weh!
Der letzte Buchſtab' im A-B-C.
Da heißt es bald: Aus iſt der Schmaus
Und alle Gäſte geh'n nach Haus.

Nicht wahr? ein Schmaus iſt ſolch ein Buch,
Das hat der Schüſſeln doch genug;
Denn ſtatt der Braten giebt's Geſchichten,
Die Lieder gleichen bunten Früchten,
Die Bilder gleichen den Blumen ſchön,
Die luſtig auf der Tafel ſieh'n,
Die Märchen ſind die ſüßen Torten,
Und wie man wohl an allen Orten
Mit Mandelkern und harter Nuß
Den reichſten Schmaus beſchließen muß,
So nehmt für eure friſchen Backen
Auch hier zwei Nüßlein noch zum knacken;
Doch wem zu hart ſie möchten ſein,
Dem knackt ſie wohl ſein Mütterlein.

MDCCCXLV
Z. z.
Ziehbrünnen. Ziege.

Erſtes Nüßlein.

Ich bin eine Schenke,
Doch ſchenk' ich kein Bier;
Nun denke!
Auch ſchenk' ich nicht Wein,
Und glaube mir,
Auch nicht einen Tropfen Brandtewein.

Mich bewohnen auch
Zwei Wirthe mit rundem Bauch,
Haben viel zu thun,
Können nimmer ruh'n.
Kommt der eine herauf aus dem Keller
Ganz ſchwer,
Geht der andre herab um ſo ſchneller
Ganz leer.

Nun Kindchen, hör',
Ich ſag' dir noch mehr.
Haſt du gegeſſen eine ſalzige Wurſt,
Oder Schinken,
Und haſt du einen gewaltigen Durſt
Und willſt trinken:
Komm nur her,
Trinke ſo viel du willſt,
Bis du den Durſt dir ſtillſt;
Und trinkſt du ein ganzes Faß,
Und trinkſt du und trinkſt du ohn' Unterlaß,
Mein Keller wird niemals leer.
Was iſt das für 'ne Schenke?
Nun denke!

Zweites Nüßlein.

Wie bin ich doch
So eigner Art!
Ich bin eine Frau
Und hab 'nen Bart;
Hab weißes Haar
So jung ich bin,
In meinem Kopf
Iſt wenig d'rin;
Doch auf dem Kopf
Iſt deſto mehr,
Das dienet mir
Zu Schutz und Wehr.

Und machſt du mich
Zur Gärtnerin,
Bleibt ſicherlich
Kein Kohl in deinem Garten d'rin;
Doch ſchlägſt du mich,
So hüte dich,
Ich wehre mich! —

Nun Kindlein ſprich:
Wie heiße ich?

Z u zu
mach's Buch zu!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

z=ü: zu machs Büch zu!
aus ist der Schmaus die Gäste gehn nach Haus.
1845